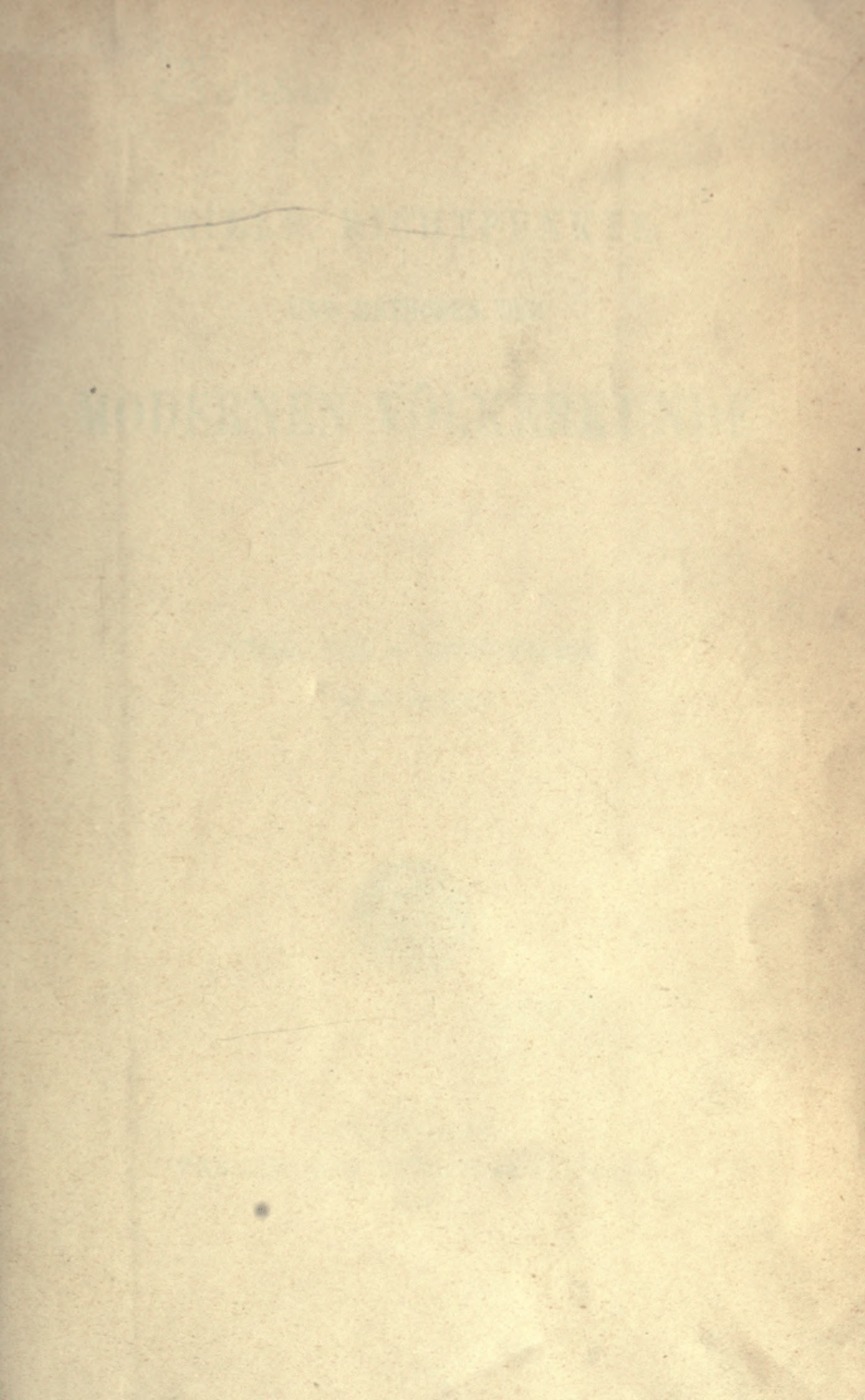








ZIELE, RICHTPUNKTE
UND METHODEN DER
MODERNEN VÖLKERKUNDE

VON

PROF. DR. S. GÜNTHER
IN MÜNCHEN.



STUTTGART.
VERLAG VON FERDINAND ENKE.
1904.



Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

DER

NATURWISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFT

ZU KREFELD

VEREHRUNGSVOLLST ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER.



Vorwort.

Am 24. März 1903 hielt der Unterzeichnete in der Festsitzung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Krefeld einen Vortrag über den Gegenstand, der durch die Aufschrift dieses Schriftchens gekennzeichnet ist. Zur Veröffentlichung war der Vortrag, der damals auch nicht im Manuskripte vorlag, ursprünglich nicht bestimmt. Erst auf die dringende Aufforderung verschiedener Herren hin, die sich damals unter den Zuhörern befunden hatten, entschloss sich der Verfasser, den Inhalt des Vortrages für den Druck niederzuschreiben und zugleich dem Ganzen eine Form zu erteilen, die für eine Veröffentlichung erforderlich schien. Denn eine Festrede ist noch lange nicht ohne weiteres dazu geeignet, als selbständige Schrift in die Welt zu gehen.

Der Zweck, welchen diese in erster Linie die grundsätzlichen Momente behandelnde Erörterung des Wesens der Völkerkunde hauptsächlich anstrebt, ist schon an einer anderen Stelle [1]) angedeutet worden, und mit den dort gegebenen Ausführungen stehen die gegenwärtigen, die aber keinen beengenden Rücksichten unterworfen zu werden brauchten, in engem Zusammenhange. Es handelt sich hauptsächlich um den Nachweis, dass die Völkerkunde eine selbständige Wissenschaft geworden ist und das ihr aus dieser Tatsache zufliessende

[1]) Günther, Entdeckungsgeschichte und Fortschritte der wissenschaftlichen Erdkunde im neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1901, S. 197 ff.

Recht, auch als solche behandelt zu werden, geltend machen kann. Die Erdkunde aber zieht daraus den grossen Vorteil, dass an ihre Vertreter nicht mehr die Anforderung gestellt werden kann, auch jene zwar nahe verwandte, aber gleichwohl auf eigenen Wegen wandelnde Disziplin ihrem vollen Umfange nach mitberücksichtigen zu müssen, wie dies bei der gegenwärtigen Gestaltung des höheren Unterrichtes fast allgemein der Fall ist. Denn erst seit ganz kurzer Zeit ist die preussische Regierung mit der dankenswerten Neuerung vorgegangen, besondere Professuren für die Völkerkunde zu begründen, und dem Beispiele Berlins sind andere deutsche Hochschulen noch nicht nachgefolgt.

Solange es wesentlich darauf ankam, aus zahllosen Reiseberichten Material aller Art über das physische und psychische Verhalten der von den Forschern besuchten Völker zu gewinnen und dasselbe nach gewissen Gesichtspunkten zu sichten, lag es allerdings nicht ferne, dass sich auch der Geograph seinesteils an dieser Arbeit beteiligte, die seiner sonstigen Tätigkeit in den Hauptpunkten entsprach. Je mehr jedoch die Völkerkunde zur Musealwissenschaft wurde, umso schwieriger wurde es für den ersteren, auch jetzt noch seine Mitwirkung zu leihen. Die Unmöglichkeit, dass grundsätzlich zwischen dem Geo- und Ethnographen das Verhältnis der Personalunion fortbestehe, trat aber klar hervor, als die Lehre von den Völkern auch ihre Methode zu verändern und ihr rein induktives Prinzip der Forschung durch ein deduktives Verfahren nicht zu ersetzen, wohl aber zu ergänzen anfing, wie das einer ihrer verdientesten Vorkämpfer, der leider so früh aus gesegneter Wirksamkeit abberufene Schurtz, als eine Notwendigkeit hinstellte[2]). Auch die zwingende Gewalt, die

[2]) Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht, Stuttgart 1891, S. 3 ff. Zu vergleichen wäre auch F. Ratzels inhaltreicher Nekrolog (Heinrich Schurtz, Deutsche Geographische Blätter, 26. Band, S. 51 ff.), worin auf die einschlägigen Fragen näher eingegangen wird.

durch die Anhäufung eines ungeheuren Stoffes ausgeübt wird, ist sehr in Rechnung zu ziehen; es gibt noch Einzelne, welche nach beiden Seiten hin produktiv ihre Kräfte zu betätigen vermögen, allein mit jedem Jahre wird sich die Zahl dieser Wenigen vermindern müssen; unser Zeitalter duldet keine Polyhistorie mehr. Die Ansicht eines wohlbekannten Methodikers, der Mensch als Untersuchungsobjekt habe überhaupt aus der Geographie auszuscheiden, wird schwerlich jemals zum Siege gelangen, aber für die Völkerkunde dürfte solch friedliche Trennung nicht mehr im weiten Felde liegen. Das Wesen derselben eben so geschildert zu erhalten, wie es sich in der Auffassung eines Geographen darstellt, ist gerade jetzt und aus diesem Grunde vielleicht auch für weitere Kreise von einigem Interesse.

München, im Dezember 1903.

S. Günther.



Die Völkerkunde kann mit gutem Rechte eine moderne Wissenschaft genannt werden; erst der philosophisch abgeklärten Anschauung der Neuzeit war die Möglichkeit gegeben, sich rein um der Sache halber, ohne Nebenrücksichten und ohne irgendwelchen fremdartigen Zwecken dienen zu wollen, dem Studium fremder Eigenart hinzugeben. Zweifellos hatte auch die Vergangenheit Ursache genug, sich um das zu kümmern, was ausserhalb des eigenen Volkstums lag und vorging, und wir staunen, mit welcher Treue auf altägyptischen Denkmälern fremde Volksindividualitäten festgehalten worden sind, so dass man auf den ersten Blick erkennen kann, ob die abgebildeten Menschen Hamiten, Semiten, Neger sind. Auch eine so feinsinnige Nation wie die griechische, der niemand scharfen Beobachtungssinn wird absprechen wollen, musste ethnische Unterschiede erkennen und prüfend vergleichen. Indessen stellt sich, wie man bei einiger Kenntnis des hellenischen Nationalcharakters nicht verkennen wird, jener Eigendünkel, der sich in dem Worte „Barbaren" so treffend ausspricht, das alle Nichtgriechen summarisch bezeichnete, jeder tieferen Teilnahme an ethnographischen Dingen hindernd in den Weg. Der hochgebildete Athener oder Korinther unterlag dem in einer Fülle von Volksnamen aus allen Teilen der Erde sich offenbarenden Gesetze, nur sich und seinesgleichen als wirkliche „Menschen" an-

zuerkennen und alles, was mit den ihm geläufigen Masstabe nicht zu messen war, als nebensächlich und unwürdig von der Betrachtung auszuschliessen. Nicht anders war es mit dem Römer bestellt, für dessen Erobererhochmut es schwer genug fiel, anderen Völkern auch nur ein bescheidenes Mass von Existenzberechtigung zuzuerkennen. Auf dem Boden der Antike konnte somit eine diesen Namen verdienende Völkerkunde nicht entstehen, und die wenigen Ausnahmen dienen nur zur Bestätigung der Regel.

Es mussten äussere und zwingende Verhältnisse eintreten, um solche Ausnahmen überhaupt möglich zu machen. Die gewaltige Bedeutung, welche im I. nachchristlichen Jahrhundert das so machtvoll aufstrebende Germanentum für den Cäsarenstaat gewann, gab den ernsten Römern zu denken, und unter der Wucht grosser Ereignisse schrieb Cornelius Tacitus jene Charakteristik der nordischen Stämme nieder, die wir schlechthin „Germania" zu nennen pflegen, und die, mag auch die Absicht, den eigenen Volksgenossen einen mahnenden Spiegel vorzuhalten, dabei stark mitgewirkt haben, doch unter allen Umständen als ein äusserst gelungener Versuch auf dem Gebiete der Völkerbeschreibung in Ehren gehalten werden muss. Aus der späteren Kaiserzeit darf, als ein merkwürdiger Beitrag zur Völkerpsychologie, des Namatianus Vergleichung des selbstbewussten Heidentums mit jüdischer und christlicher Denkart nicht ausser acht gelassen werden. Doch kommen natürlich nur immer Gelegenheitsäusserungen in Betracht, und die Zusammenfassung einer Reihe da und dort gewonnener Eindrücke zu einem systematischen Ganzen lag ausserhalb der der Gedankenarbeit des Altertums gesteckten Grenzen.

Eine gewisse Art von Ethnographie allerdings pflegten Griechen und weit mehr noch Römer recht gründlich, aber das war keine erfreuliche. Seit dem V. vorchristlichen Jahrhundert waren Nachrichten aller Art über menschliche

Raritäten in Umlauf gesetzt worden; zumal den entlegenen Osten bevölkerte eine ungezügelte Einbildungskraft, durch die oft falsch ausgelegten Mitteilungen eines Ktesias, Megasthenes u. s. w. beeinflusst, mit ethnischen Sonderbarkeiten, und der Alexanderzug, um den sich gar üppig alle möglichen geographischen und naturwissenschaftlichen Sagen rankten, trug erheblich dazu bei, diesen Phantasmen Vorschub zu leisten. Man weiss, dass auch der grosse Erzähler Herodot, der ja nicht alle ihm zugegangenen Berichte selbst zu prüfen in der Lage war, sein Werk von Märchen dieser Art keineswegs frei gehalten hat. In manchen Punkten hat ihn die Folgezeit freilich von dem Vorwurf der „Lust zu fabulieren" gereinigt; so bezüglich der innerafrikanischen Pygmäen, die man lange Zeit auch den Fabelmenschen zuzuzählen nur allzu geneigt war, und die doch, wie wir durch Quatrefages, Emin Pascha, Stuhlmann u. a. erfahren haben, ein sehr reelles Dasein führen. Andererseits konnte es nicht fehlen, dass gerade auf seine Autorität hin sich Irrtümer einbürgerten, die dann schwer wieder aus dem Bestande der Wissenschaft zu entfernen waren.

So lange freilich diese letztere sich ihres Namens würdig bewies, hatten einzelne Torheiten nicht viel zu sagen. Das wurde jedoch anders, als in der späteren Kaiserzeit, und noch mehr in der patristischen Periode, das ganze so stattliche Gebäude der antiken Erdkunde ins Wanken geriet, so dass sogar die Fundamentalsätze verloren gingen und die kosmographischen Hirngespinste eines Patritius und Kosmas Indicopleustes an die Stelle der ptolemäischen Grundwahrheiten traten. Jetzt wurde wesentlicher Bestandteil, was bis dahin nur die Rolle überflüssiger Anhängsel gespielt hatte. Das Buch, aus welchem durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die Naturgeschichte zu erlernen versucht wurde, war der aus missverstandenen Lesefrüchten einer an sich schon minderwertigen Literatur zusammengebrachte „Physiologus", dessen Verbreitung eine staunenswerte gewesen ist; hat ihn doch

z. B. Hommel sogar im Aethiopischen nachgewiesen. Eine Zeit aber, deren Angehörige sich über Pflanzen und Tiere eine solche Fülle von Sinnlosigkeit mundgerecht machen liess, war auch ganz dazu angetan, Menschenfabeln mit Genuss entgegenzunehmen, und bis fast zum Anfange der Neuzeit waren dieselben nicht auszurotten, obwohl gar mancher sich wunderte, dass, wenn die Erweiterung des geographischen Gesichtskreises mit jenen Gegenden in unmitelbare Berührung gebracht hatte, die solche Monstrositäten bergen sollten, dieselben dort nicht angetroffen wurden. Frischweg verlegte man sie sofort anderswohin, wo sie noch einige Zeit ihr mystisches und mythisches Dasein fortführen konnten. So sind die streitbaren Amazonen, welchen die griechische Heldensage Wohnsitze am Pontus angewiesen hatte, in dem Irrwahne späterer Generationen durch ganz Osteuropa und Nordasien hindurchgewandert, ohne Ruhe zu finden, und diese ward ihnen erst zuteil, als sie um die Mitte des XVI. Jahrhunderts durch den spanischen Ritter Orellana an den jetzt ihren Namen tragenden grössten Strom Südamerikas verpflanzt worden waren. Der Vielschreiber Isidor von Sevilla und der ebenfalls aus Spanien stammende Spätrömer Orosius, aus dessen sog. „Hormesta" die Kosmographien des Mittelalters als „aus einer Pfahlwurzel" entsprossen sind, lieferten grossenteils den Stoff, der sowohl in Kommentaren und Kompendien, wie auch auf bildlichen Darstellungen des Erdkreises — St. Beatuskarte, Karten von Hereford, Ebstorf u. s. w. — zur Verarbeitung gelangte, und dessen künstlerische Einkleidung wir am meisten im „Livre des merveilles" der Pariser Nationalbibliothek bewundern können. Menschen mit Fuchs- und Hundeköpfen, Fusschattner, hundertjährige Gymnosophisten, Zyklopen mit dem Auge auf der Brust und Idealgestalten, die nur vom Blumendufte leben, treiben da ihr Wesen zusammen mit Riesenameisen, Greifen, doppelköpfigen Drachen und ähnlichen Ausgeburten eines hypertrophischen Einbildungsvermögens.

Das Einhorn, auf dem „die edel Möhrin“ zu reiten pflegt, gehört noch zu den verhältnismässig harmlosen Geschöpfen.

Höherstehende Männer, wie der Sachsenkönig Aelfred, der den Orosius angelsächsisch bearbeitete, und der Domschulmeister Adam von Bremen, der um 1076 sein vielfach originelles Werk „Ueber die nördlichen Inseln“ schrieb, hatten sich wenigstens einigermassen von den Illusionen ihres Zeitalters frei gemacht. Sie leugneten nicht geradezu, dass es Völkerschaften und einzelne Menschen von sonderbarem Aussehen geben dürfte, aber so viel war ihnen doch einleuchtend, dass man es da nicht mit regelrechten Vorkommnissen zu tun haben könne. Aehnlich vernünftig dachten auch mehrere von den berühmten Asienfahrern des späteren Mittelalters; so vornämlich Ruysbroek, der ja einen sehr grossen Teil Innerasiens mit eigenen Augen gesehen und nichts von dem gefunden hatte, was er nach der umlaufenden Legende vorzufinden erwarten durfte. Die Entdeckung der Neuen Welt vollends musste einer vernünftigeren Auffassung zum Durchbruch verhelfen, denn wo man Menschen antraf, da hatten sie in allen wesentlichen Punkten die nämlichen Eigenschaften, die man aus Europa kannte. Die Schiffsmannschaft Frobishers (um 1570) glaubte zwar einmal in einem ungewöhnlich hässlichen Eskimoweibe ein dämonisches Wesen dingfest gemacht zu haben, musste sich aber nachgerade überzeugen lassen, dass nur ein etwas eigenartiges Exemplar von Homo sapiens ihr in die Hände gefallen war. Gleichwohl begegnen dem eifrig Suchenden Reminiszenzen an die Ethnographie der Vergangenheit selbst noch im XVIII. Jahrhundert.

Erst in diesem kann denn auch von den Anfängen einer wissenschaftlichen Völkerkunde die Rede sein. In gewissem Sinne kann man ja auch hierher schon rechnen jene wertvollen Aufschlüsse, welche man durch Varenius, Kaempfer u. a. über die Japaner und durch die Mitglieder der so tätigen

jesuitischen Mission in China und Hinterindien über die Bewohner des ostasiatischen Festlandes erhalten hatte. Allein das waren doch immer Völker, die sich im Besitze einer uralten und in sich abgeschlossenen Kultur befanden, so dass mithin das Studium ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zwar an und für sich den Europäer fesseln musste, ohne doch die Grundlage für eine wirkliche Völkerkunde bieten zu können. Eine solche konnte notwendig nur von den Naturvölkern ausgehen, und nach dieser Seite hin gebrach es noch gänzlich an ausgedehnten Erfahrungen, die nicht bloss oberflächlich und zufällig gesammelt sein durften; vielmehr musste der, welcher das Material zusammenbrachte, auch schon mehr oder weniger dessen Bedeutung erkannt haben. Erst das XVIII. Jahrhundert, dessen philosophischer Geist einem solchen Geschäfte von vornherein günstig war, füllte nach und nach die sich empfindlich geltend machende Lücke aus.

Und zwar erfolgte dieser Prozess von vier verschiedenen Zentren aus. Unter den Indianerstämmen Kanadas hielten sich zu Anfang des Jahrhunderts lange Zeit die Patres Garnier und Lafiteau auf, und was sie dort erlebten, verhalf dem zweitgenannten zu seinem umfassenden Werke „Moeurs des sauvages américains comparées aux moeurs des premiers temps“ (Paris 1724). Schon die Titelworte vergewissern uns darüber, dass der Autor sich nicht lediglich auf das beschreibende Element zu beschränken gewillt war, sondern zugleich den Versuch wagte, aus dem, was er an seinen Rothäuten wahrgenommen hatte, auf Zustände, die vor ungeheuren Zeiträumen auch bei ganz anders beschaffenen Menschen obgewaltet haben mögen, Rückschlüsse zu ziehen. Lafiteau drang vollständig in das Wesen des Mutterrechtes ein und suchte nun aus den alten Schriftstellern alle die Andeutungen zusammen, die sich bei ihnen für das Vorherrschen einer verwandten Institution in verschiedenen Völkerkreisen der

Alten Welt ausfindig machen lassen; alle die Eheerschwerungen, denen man da und dort begegnet, gehen ihm zufolge auf die nämliche Quelle zurück. Er war also, wie man sieht, ganz auf dem richtigen vergleichenden Wege, und es ist nur zu billigen, dass auf ihn, den halb Verschollenen, in unseren Tagen Achelis wieder die Aufmerksamkeit der Fachmänner gelenkt hat. Im Frankreich der die grosse Revolution einleitenden Periode, im Frankreich eines Voltaire und Rousseau, welches sich vor einer trostlosen Gegenwart in ein erträumtes Naturmenschentum zu flüchten liebte, hatte Lafiteaus Buch die volle Beachtung führender Geister gefunden.

Ordensbrüder der beiden nordamerikanischen Missionare hatten zu gleicher Zeit, teilweise sogar noch beträchtlich früher, auch im Süden dieses Erdteiles einen Kurs in der praktischen Völkerpsychologie abzuhalten begonnen, der nicht ohne Rückwirkung auf die Förderung der Wissenschaft bleiben konnte. Wir denken an die in der Geschichte der Staatsgründungen einen durchaus eigenartigen, vor und nachher nicht vorkommenden Standpunkt einnehmenden Jesuitenrepublik in Paraguay, deren theokratisch-soziologischen Charakter uns Gotheins Monographie vortrefflich gekennzeichnet hat. Nur aus tiefster Einsicht in die Seele dieser Naturkinder konnte ein Regiment entspringen, welches in der Ertötung der Individualität ungeahnte Triumphe feierte und sich vielleicht noch lange gehalten hätte, wäre nicht die Eifersucht der spanischen und portugiesischen Kolonialregierungen schliesslich zu sehr erregt worden. Aus allerdings etwas späterer Zeit stammt P. Fritz Dobritzhoffers „Historia Abiponum“ (Wien 1783), welche für einen volkreichen, heute aber nicht mehr unter diesem Namen bestehenden Zweig der Guarani-Indianer die ethnographische Charakteristik in anerkennenswerter Weise liefert; dass mancherlei mit unterläuft, was den modernen Leser fremdartig anmutet, kann den Gesamteindruck nicht beeinträchtigen.

Ebenso wie ihre Kollegen katholischen Bekenntnisses, haben auch protestantische Glaubensboten frühzeitig wertvolle Beiträge zur Erkundung der Eigentümlichkeiten eines im Naturzustande verharrenden Volkes geliefert. Hans Egede und sein Sohn Paul, die mit eiserner Konsequenz, vom dänischen Staate nur mässig unterstützt und deshalb zum Vorteile der Sache aller Machtmittel entbehrend, die Christianisierung Grönlands durchsetzten, haben als die ersten genauen Beobachter Licht über Physis und Psyche der Polarmenschen verbreitet, mit denen allerdings schon die britischen Entdecker, die um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts nach der vermuteten „nordwestlichen" Durchfahrt suchten, oberflächlich bekannt geworden waren. Obwohl der ältere Egede mit gutem Grunde betonte, „es sei kein gross Vergnügen, unter denen Grönländern zu leben", hat er doch seine Aufgabe im grossen Stile aufgefasst, und seine Nachrichten sind für uns von hohem Werte, wenn wir feststellen wollen, wie tief gehend der Einfluss der Zivilisation auf ein an ganz bestimmte Existenzbedingungen gebundenes Volk gewesen ist, dem sogar, wenn nicht Nansen mit dieser seiner Behauptung einen allzu pessimistischen Standpunkt einnimmt, jedwede Art von Kultur nur zum Schaden gereichen kann.

Der vierte unter den vier Mittelpunkten beginnender völkerkundlicher Forschung, deren wir oben Erwähnung taten, ist Südafrika gewesen. Hier forschte ein Deutscher, der aus Oberfranken gebürtige Christian Kolb, der ursprünglich zu ganz anderem Zwecke nach Kapstadt gekommen war und nun, da ihm die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe, nämlich die Anstellung gewisser astronomischen Beobachtungen, sehr erschwert wurde, sich geo- und ethnographischer Erkundungsarbeit im weitesten Sinne eifrig hingab. Was vorher die Herren im Kaplande, die Holländer, von der gelben Rasse in Erfahrung gebracht hatten, war wenig genug, und

Kolb hatte von Anfang an aufzubauen. Das ist ihm denn, wie sein erst in jüngster Zeit gehörig gewürdigtes „Caput bonae Spei hodiernum" (Nürnberg 1719) beweist, ausgezeichnet gelungen, und seine Schilderung der Hottentotten legt Zeugnis ab von einer geradezu liebevollen Versenkung in die Betrachtung eines Stammes, dem man so wenig, wie Egedes Eskimos, besondere Liebenswürdigkeit nach europäischen Begriffen nachrühmen kann. Die absolute Zuverlässigkeit von Kolbs Skizzen gewährt auch in diesem Falle die Möglichkeit zu einem Vergleiche zwischen sonst und jetzt, zwischen den Koin-Koin, wie sie, kaum aus dem reinen Naturzustande herausgetreten, ehedem waren, und wie sie sich in steter Berührung mit einer — allerdings auch nicht ins Uebermass gesteigerten — Zivilisation im Verlaufe der nächsten beiden Jahrhunderte nach und nach gestaltet haben.

Etwa von 1770 ab ward das ethnographische Interesse der gebildeten Welt nach einer ganz anderen Stelle unseres Globus gelenkt, und der Umstand, dass dieses Interesse sich sehr bald auf weite Kreise erstreckte, war jedenfalls von Vorteil, mochte auch die übertriebene Begeisterung, mit welcher man alle dorther kommenden Berichte entgegennahm, vor ernsterer Kritik nicht lange standhalten. Durch die Südseefahrten eines Magalhaens, Mendana, Sarmiento, Quiros, Tasman u. a. hatte man allerdings auch gelegentlich etwas von den Bewohnern der ozeanischen Inselwelt vernommen, aber erst durch die Weltumseglungen Cooks, deren zweite durch J. R. Forsters sachkundige Reisebeschreibung noch mehr in den Vordergrund gerückt wurde, gewannen die bisher gewonnenen aphoristischen Daten wirkliches Leben. Alle Welt begeisterte sich für die Bewohner des glücklichen „Otaheiti", in denen man die homerischen Phäaken leibhaft vor sich zu sehen wähnte, und dabei ward doch auch ein gewisses Mass von festen ethnologischen Anschauungen erworben, die sich später als wertvoll erwiesen. Der Begriff,

dass irgend ein Gegenstand als Tabu bezeichnet und dadurch einer Ausnahmestellung teilhaftig gemacht werden kann, bürgerte sich allgemein ein; Cooks Tod auf Hawaii lehrte die furchtbare Bedeutung kennen, welche die Polynesier dem Tabugebote beimassen. Auch den Animismus begann man zu begreifen; der Glaube, dass Eigenschaften eines Menschen auch auf andere übertragen werden können, liess den Kannibalismus, in dem man bisher einzig und allein einen Akt ungezügelter Roheit erblickt hatte, in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Nicht minder boten die mythologisch-kosmogonischen Vorstellungen jener Insulaner, die eine unverkennbare Analogie mit denen der Antike zu besitzen schienen, vielseitige Anregung dar. Was Cook und Forster begannen, wurde vervollständigt durch die Mitteilungen, welche von den Weltreisen eines La Perouse, Bougainville, v. Krusenstern, v. Kotzebue u. s. w. einliefen. Als Naturforscher begleitete die Expedition des an letzter Stelle genannten russischen Kapitäns unser Landsmann v. Chamisso, der sich damals als scharfsichtiger Geo- und Ethnograph betätigte und z. B. über die von ihm so oft erschaute Tätowierung — wir behalten den üblichen Ausdruck anstatt des allerdings korrekteren „Tatuierung“ bei — recht gesunde Ansichten aussprach. Neben dem Pazifischen Ozean begann in der zweiten Hälfte des in Rede stehenden Jahrhunderts auch Ostasien nebst dem europäischen Russland eine gewisse Rolle in der Erforschung fremder Völker zu spielen; von finnischen, türkischen und mongolischen Stämmen wussten Messerschmidt, Gmelin, Steller und ganz besonders Pallas anziehende und belehrende Berichte zu erstatten. So war vor nicht ganz hundert Jahren bereits eine hinlänglich grosse Menge völkerkundlicher Tatsachen bekannt, um an eine systematische Verarbeitung derselben herantreten zu können.

Nach einer bestimmten Seite hin ist dies denn auch geschehen durch den in Göttingen Jahrzehnte dozierenden

Naturhistoriker Blumenbach, dem wir eine, wie Schurtz sich ausdrückt, „einfache und klare Einteilung der Menschheit in fünf Menschenrassen“ verdanken. Wenn eine Autorität diese Klassifikation so hoch stellt, ein gerade in den allerneuesten Emanzipationskämpfen seiner Wissenschaft führender Forscher, so dürfen wir wohl annehmen, dass Blumenbach einen glücklichen Wurf getan hat. Und in der Tat bedienen wir uns, so sehr wir die Schwächen der Abgrenzung einzusehen gelernt haben, und so wenig es gelingen will, manches erst später in das Licht der Forschung herausgetretene Volk dem bestehenden Schema einzuordnen, noch heute nicht allein im gewöhnlichen Leben, sondern auch in der wissenschaftlichen Sprache des bequemen Einteilungsprinzipes in Kaukasier, Mongolen, Malayen, Neger und Rothäute. Die später von Peschel vorgeschlagene Nomenklatur ist schliesslich doch nur als eine zeitgemässe Abänderung und Umformung der Blumenbachschen anzusehen, und gar mancher aus tieferem Eindringen in die spezifischen Völkerunterschiede herausgewachsene Reformversuch hat sich überhaupt nicht durchzusetzen vermocht.

Schon seit früher Zeit stossen wir in der Literatur auf die beiden Worte Ethnographie und Ethnologie, die jedoch vielfach synonym gebraucht werden, und deren natürliche Gegensätzlichkeit man übersah. So ist man ja auch erst in unseren Tagen dazu übergegangen, zwischen Morphographie und Morphologie, Klimatographie und Klimatologie jenen Unterschied zu machen, welcher schon durch die Etymologie gefordert wird. Wir legen Gewicht darauf, jetzt bereits die in der Natur der Sache liegende Begriffstrennung vorzunehmen, und stellen demgemäss fest, dass die Ethnographie als ein rein beschreibender Wissenszweig aufgefasst wird, der darauf ausgeht, von allen Völkern der Erde die Tatsachen zu sammeln, die sich auf ihr körperliches, seelisches und geistiges Leben im weitesten Umfange beziehen, und uns diese Er-

fahrungswahrheiten in wohlgeordneter, leicht zu übersehender Darstellung vorzulegen. Von dem Augenblicke an, da sich völkerkundliche Museen entwickelten, wie deren, wenn wir bei Deutschland verbleiben, Berlin, Leipzig, München, Stuttgart, Bremen in trefflicher Ausstattung besitzen, war die ethnographische Tätigkeit wesentlich erleichtert worden, und vor allem war es jetzt auch eher angängig, in dem zweiten, schwierigeren Teile der Völkerkunde, in der Ethnologie, Fortschritte zu machen. Deren Aufgabe ist es, aus der Fülle des angehäuften Stoffes allgemeine Gesetze des Völkerlebens abzuleiten; ihre Methode ist ebenso eine deduktive, synthetische, wie die Ethnographie zunächst auf induktivem, analytischem Wege vorzugehen genötigt war. Damit ist der von Schurtz aufgestellten Forderung Genüge geleistet, die ja gewiss nicht so verstanden sein will, als sei das Arbeitsfeld des Ethnologen von dem des Ethnographen durch starre Schranken zu sondern. Hier befindet sich noch alles im Flusse, und es ist kaum anzunehmen, dass es einen Gelehrten geben könne, der geneigt wäre, sich ganz und gar auf das eine dieser Gebiete zu beschränken, dem anderen aber ferne zu bleiben. In dem grossen Ratzelschen Werke z. B., das so viel dazu beigetragen hat, Sinn und Verständnis für die Völkerkunde in die weitesten Kreise unserer gebildeten Bevölkerung zu bringen, ist der Grundplan ein ethnographischer, ohne dass jedoch darauf verzichtet würde, die einzelnen Fakta zu lebensvollen Gesamtbildern von engerer und weiterer Umgrenzung zusammenzufassen. Peschel dagegen hat seinem Lehrbegriffe, der sich ein so treues Publikum gesichert hat, dass die neueste, von F. v. Richthofen besorgte Auflage (Leipzig 1896) wieder auf den ursprünglichen Text des Altmeisters zurückgreifen durfte, von vornherein die Zweiteilung zugrunde gelegt, indem er allerdings den allgemeinen Teil an die Spitze stellte, ihm aber in der besonderen Abteilung eine Anwendung der dort niedergelegten Normen auf die einzelnen Rassen

und Völker folgen liess. Wie es auch der einzelne Schriftsteller halten möge, er wird beiden Abzweigungen des obenan stehenden, Richtung gebenden Prinzipes in seiner Art gerecht zu werden haben. Die Ethnographie für sich allein behandelt, würde zu einer nicht mehr zu überschauenden und deshalb toten Masse von Einzelheiten führen, wenn nicht der Ariadnefaden der vergleichenden Untersuchung durch das Labyrinth geleitete, und auf der anderen Seite liefe die ethnologische Spekulation, wenn sie des innigen Zusammenhanges mit der Empirie verlustig ginge, grosse Gefahr, sich auf jene konstruktiven Abwege zu verlieren, welche uns aus dem Zeitalter der sogenannten Naturphilosophie noch in trüber Erinnerung sind. Die eine Seite menschlicher Geistestätigkeit, die aufsuchende, ordnende, sammelnde ist nicht ohne die andere, die verarbeitende, kritisch prüfende, Regeln bildende zu denken; jede von ihnen hat in der anderen ihr notwendiges Korrelat.

Gleichwohl hat sich eine zielbewusste Ethnologie erst langsam im XIX. Jahrhundert Bahn gebrochen. Jene allgemeinen Erörterungen über die Natur der Völker, welche in den französischen Philosophenschulen der enzyklopädischen Epoche so beliebt waren, und denen Achelis in seinem für die allgemeine Orientierung sehr passenden Werke (Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben, Stuttgart 1896) ganz mit Recht einen grösseren Raum gegönnt hat, kommen anscheinend freilich nur mehr als ein Durchgangsstadium in Betracht; was Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Condorcet und ihre Zeitgenossen, denen wir in gewissem Sinne auch Herder zurechnen dürfen, dessen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ für die Grundlegung der verwandten Anthropogeographie einen bleibenden Wert beanspruchen dürfen, über völkerkundliche Probleme vorbringen, trägt doch noch zu sehr den Stempel einer rein subjektiven Betrachtung und entbehrt zu sehr einer gesicherten Er-

fahrungsbasis, als dass damit reeller Nutzen geschafft werden konnte. Man kann diese Diskussionen, denen gegenüber sich der grosse Denker Kant in seinen „Vorlesungen über physische Geographie“ ganz entschieden auf dem deskriptiven Boden bewegte, als Prolegomena zu einer Philosophie der Völkerkunde gelten lassen — für den Aufbau der Wissenschaft selbst mussten sie belanglos bleiben.

Weit mehr hätte hierfür von seiten des grossen Reisenden und Naturforschers Alexander v. Humboldt geschehen können, wenn derselbe über den zahllosen anderweiten Verpflichtungen, die er sich im Dienste der Wissenschaft von der Erde auferlegt hatte, auch nach dieser Richtung noch eine umfangreichere Wirksamkeit zu entfalten imstande gewesen wäre. An Neigung und Talent gebrach es ihm wahrlich nicht, und von seinem Bruder Wilhelm hatte er die nützlichsten Winke hinsichtlich der Erforschung der so wichtigen Sprachen der Völker empfangen. Sowohl das amerikanische wie das asiatische Reisewerk sind nicht arm an einschlägigen Andeutungen; die wenigen hierher gehörigen Seiten des „Kosmos“ lassen an der Befähigung des genialen Mannes, auch Fragen der Völkerkunde einer grosszügigen Behandlung zu unterziehen, nicht im mindesten zweifeln, und die Abhandlung über die primitiven Zähl- und Rechnungsmethoden einer ganzen Reihe von Völkern verdient als Muster einer vergleichenden Darstellung angeführt zu werden. Aber es war dem Heros der gelehrten Arbeit eben doch die Musse nicht vergönnt, die zu zusammenhängenden Studien auf einem immerhin nur halb naturwissenschaftlichen Felde erstes Bedingnis gewesen wäre, und so schloss er als Neunzigjähriger die Augen, ohne das Aufblühen einer neuen Wissenschaft, die den Charakter eines Grenzgebietes der ihm am meisten am Herzen liegenden Erdkunde tragen musste, mit erlebt zu haben.

Damals jedoch, also im Jahre 1859, hatte bereits der Mann die Hand an das Werk zu legen begonnen, dem man

das Verdienst, der Völkerkunde einen autonomen Rang im Bereiche der Gesamtwissenschaft errungen zu haben, in erster Linie wird zuschreiben müssen. Adolf Bastian (geb. 1826) hat mit 25 Jahren, als junger Schiffsarzt, seine erste Seereise angetreten, und von diesem Zeitpunkt an werden vielleicht künftige Geschichtschreiber eine neue Aera im Aufschwunge der jugendlichen Disziplin datieren. Das bestimmende neue Moment liegt, so bedeutsam zweifellos auch die anderen Seiten der rastlosen Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes sind, hauptsächlich darin, dass sämtliche bisher für die Völkerkunde tätigen Forscher dieselbe nur gleichsam im Nebenamte betrieben, dass Bastian hingegen nur Ethnologe und nicht zugleich auch etwas anderes sein wollte. Als solcher, stets nur von einem einzigen Grundgedanken geleitet, hat er in einem Wanderleben, dem sich kein zweites als ebenbürtig zur Seite stellen lässt, den ganzen Erdball durchzogen, überall sammelnd, beobachtend, gefährdete Reste eines dem Untergange zuneigenden Völkerlebens vor jenem bewahrend. Seiner Initiative haben wir die grossartige Anstalt zu danken, welche als „Museum für Völkerkunde" die Reichshauptstadt ziert, und welche ihn als Direktor während der Pausen, in denen er die Ergebnisse seiner Fahrten in der Heimat wissenschaftlich ausbeutete, unausgesetzt fesselte. Nachdrücklicher und klarer, wie jeder andere vor ihm, hat der auch als Agitator unermüdliche Mann die Pflicht unserer Generation hervorgehoben, ihren Aufgaben zu genügen, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann, und eine Menge von unschätzbaren Ueberresten wo nicht zu erhalten, so doch hinlänglich genau zu ergründen, um einer späteren Zeit noch eine für die Vergleichung zureichende Kunde von dem, was einstens war, zu übermitteln. In dem wohl verständlichen Drange, die ihm sparsam zugemessenen Arbeitsstunden für die Niederschrift einer Unsumme von Eindrücken und damit verknüpften Ideen tunlichst auszunützen, hat Bastian, was

ja seine begeisterten Verehrer am meisten bedauern, seinen zahlreichen Büchern eine das Eindringen in deren reichen Inhalt nicht eben erleichternde Einkleidung verliehen, so dass manches derselben dem eifrigen Leser wohl etwas sibyllinisch vorkommen mag. Desungeachtet wird niemand einen Augenblick anstehen, die Vielseitigkeit und schöpferische Kraft des Nestors und formellen Begründers der Ethnologie unumwunden anzuerkennen, der, von kleineren Aufsätzen völlig abgesehen, in mehr denn dreissig selbständig im Druck erschienenen Schriften für seine Ziele schriftstellerisch und werbend eintrat. Als für ihn charakteristisch ist vor allem sein „Völkergedanke" zu nennen, durch den, mag man nun für oder wider ihn Stellung nehmen, jedenfalls ein äusserst triebkräftiges Ferment in den Gedankenaustausch der Ethnologen hineingetragen worden ist. Völkergedanke ist nach Bastian die Konstatierung der Tatsache, dass wir nicht selten Menschengruppen, deren räumliche Trennung jede gegenseitige Beeinflussung auszuschliessen scheint, im Besitze übereinstimmender Errungenschaften von geistiger oder materieller Art vorfinden. Schon in einer seiner ältesten Monographien (Beiträge zur vergleichenden Psychologie, Berlin 1865) schildert er den Gedankengang, der ihn zu der Formulierung des neuen Begriffes gelangen liess, in nachstehender Weise: „Als mit dem Beginne ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren lokalen Variationen. . . Anfangs war man noch geneigt, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst." Dass ein grosser Bestandteil der späteren Bastianschen Arbeiten der weiteren Ausführung und Begründung dieses Satzes vom „gleichartigen Menschengedanken", wie es auch

einmal heisst, gewidmet war, versteht sich von selber; eine zweite Kategorie von Untersuchungen, mit der vorigen allerdings nahe verwandt, hat es mit der Abgrenzung der geographisch-typischen Provinzen zu tun, welche „die Abhängigkeit des Organismus von seiner geographischen Umgebung“ zu fixieren bestimmt sind. Dass Bastian in seinem Gefühle, einer vielfach neuen Auffassung den Boden bereiten zu sollen, Anderen zum öfteren den Fehdehandschuh hinwarf und vor der Polemik nicht zurückscheute, tut insonderheit seine Kontroverse mit den vorgeschrittenen Darwinianern dar.

Nicht zum wenigsten ist ihm und der Achtung, welche von seinen Bestrebungen auf die von ihm vertretene und in seiner Person geradezu konzentrierte Wissenschaft zurückstrahlte, die Aufnahme der Völkerkunde in den Kreis der akademisch anerkannten Disziplinen zuzuschreiben. Vorlesungen über dieselbe sind ja schon seit geraumer Zeit gehalten worden, wie im Bereiche der deutschen Zunge die Namen Waitz, Peschel, Gerland, Ratzel, Kirchhoff, Friedrich Müller bekunden. Noch aber war die Völkerkunde kein eigentliches Nominalfach, und dieses ist sie erst durch Bastian geworden, der mit seinem Posten eines Direktors des Berliner Völkermuseums auch eine Honorarprofessur an der dortigen Universität verbindet. Zudem sind auch an der gleichen Hochschule noch zwei Extraordinariate errichtet worden, welche sich in den Händen von Seler und K. v. d. Steinen befinden, und so ist denn von der Reichshauptstadt ein Anstoss ausgegangen, der hoffentlich auch auf andere Stätten der Wissenschaftspflege sich ausdehnen wird. Bis dahin wird es natürlich in den meisten Fällen dem Lehrer der Geographie obliegen, auch der Völkerkunde in seinem Unterrichtszyklus gerecht zu werden, und während dies bei der Mehrzahl im Nebenamte geschieht, gibt es ja unter den Hochschullehrern Deutschlands und anderer Staaten noch gar manchen, der bei der Fortbildung und Verbreitung

auch dieses Wissenszweiges eine leitende Rolle zu spielen berufen ist.

Dieser kurze Rückblick auf die Entwicklungsstadien der Völkerkunde hat uns auch bereits mit den wichtigsten Gesichtspunkten einigermassen Fühlung verschafft, unter denen die Forschung ihre Aufgaben aufgefasst hat. Wer sich vergegenwärtigt, ein wie ungemein vielgestaltiger Begriff mit dem Worte Volk gegeben ist, eine wie ungeheure Fülle von Betätigungen das Leben auch des primitivsten Stammes auf der anscheinend untersten Stufe des menschlichen Zustandes in sich schliesst, dem kann es vom ersten Augenblicke an nicht verborgen bleiben, dass es da kein einheitliches, schablonenhaftes Verfahren zur Lösung der sich darbietenden Aufgaben geben kann. Die Methodik der Völkerkunde, weit davon entfernt, bereits zu einem Abschlusse gediehen zu sein, wird niemals eine einheitliche sein können, weder der immanenten Natur ihrer Objekte nach noch auch im Hinblick auf die gebieterisch ihr Recht verlangenden Individualitäten der sich in ihren Dienst stellenden Forscher. Wohl aber mussten sich, nachdem doch eine Reihe von Jahren seit dem Zeitpunkte vergangen ist, in dem sich unsere Wissenschaft den Kinderschuhen entwand, gewisse methodische Hauptrichtungen herausbilden, die, teilweise auf parallelen, teilweise auf konvergierenden Pfaden gelegen, sowohl in gegenseitiger Abgeschlossenheit als auch in innigem Ineinandergreifen, das unter Umständen auch ein gegnerisches sein kann, von den Ethnologen beschritten wurden. Eine Vorstellung von dem Wesen dieser Methoden und der Richtpunkte, um deren willen erstere ausgebildet worden sind, zu vermitteln, soll der Zweck unserer weiteren Darlegungen sein.

Die Völkerkunde ist, wie wir schon ausführten, ein Grenzgebiet, und wie jedes solche hat sie die Eigenschaft, andere Disziplinen ihrerseits zu befruchten und ebenso von

jenen Einwirkungen aller Art entgegenzunehmen. Man wird kaum fehl gehen, wenn man die Behauptung aufstellt, es gäbe in dem weiten Umkreise menschlichen Wissens gar keinen Teil, der nicht in höherem oder niederem Grade derartige Berührungspunkte aufwiese. Hauptsächlich jedoch werden es vier selbst wieder sehr komplexe Wissenschaftsgruppen sein, zu denen die Völkerkunde nähere Beziehung zu unterhalten hat. Dies sind die somatische Anthropologie nebst der Urgeschichte, die allgemeine Sprachwissenschaft, die selbst wieder durch die Psychologie gestützte Gesellschaftswissenschaft und, wie natürlich, die Erdkunde, mit welcher Ethnographie und Ethnologie bisher in Symbiose verbunden waren. Ohne deshalb gar manche andere, wohl denkbare Art des Vorgehens ausschliessen zu wollen, können wir mit voller Deutlichkeit die vier Untersuchungsmethoden auseinanderhalten, die den erwähnten Grenznachbarschaften entsprechen. Es sind dies die anthropologisch-prähistorische, die linguistische, die soziologisch-psychologische und die geographische. Jeder derselben soll eine die wichtigsten Momente nach Möglichkeit heraushebende Besprechung gewidmet werden.

Anthropologie und Völkerkunde wurden früher nicht mit der Schärfe getrennt, die uns heute als notwendig erscheint. Th. Waitz, einer der Bahnbrecher, gab seinem klassischen Werke (Leipzig 1859—1865), dessen Fertigstellung er nicht erleben sollte, den nach unseren jetzigen Begriffen nicht völlig kongruenten Titel „Anthropologie der Naturvölker“, und gerade G. Gerland, der nach des Meisters Tode den Schlussband redigierte, hat in einem Vortrage vor den Mitgliedern des II. Deutschen Geographentages auf eine sachlich genaue Begriffsbestimmung der Worte „Anthropologie“ und „Ethnologie“ gedrungen. Was die ersteren anlangt, so hat man sich ja darunter auch nicht eine Einheit im strengen Wortsinne, sondern ein Aggregat verschiedener

Fächer zu denken, wie dies einer der berufensten Beurteiler, R. Martin, in seiner Züricher Inaugurationsschrift (Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach, Jena 1901) im Interesse weiterer Ausbreitung eines richtigen Verständnisses seiner Disziplin auseinandersetzt. Auch diese letztere hat sich nur langsam und mit Mühe das Plätzchen an der Sonne zu erringen vermocht, dessen sie sich gegenwärtig erfreut, indem nur in München — seit 1885 — und in Zürich — eben seit 1901 — Professuren für Anthropologie bestehen. Die Möglichkeit, dass ein und derselbe Lehrer gleichzeitig die letztere und auch die Ethnologie vorzutragen hätte, eine bei den tatsächlichen Verhältnissen und bei der Abgeneigtheit der Fakultäten gegen die Aufnahme neuer Lehrfächer in den bestehenden Rahmen nur allzu nahe liegende Möglichkeit gesteht Martin höchstens insoweit zu, als darunter ein Notbehelf verstanden werden könnte. Gewiss ist auch die Anthropologie, wie sie sich uns heute etwa auf den deutschen Jahresversammlungen darstellt, noch ziemlich weit davon entfernt, eine einheitliche Disziplin zu sein; der somatischen Anthropologie, deren nahe Verwandtschaft mit der Anatomie des Menschen niemand verkennen kann, steht die prähistorische Forschung gegenüber, und indem diese letztere mehr und mehr nicht allein auf Ueberreste des menschlichen Körpers, sondern auch auf Artefakte der Vergangenheit Gewicht legte, trat sie in enge Beziehungen zur Archäologie überhaupt. So konnte es nicht fehlen, dass allgemach die Programme der Anthropologenversammlungen einen sehr wechselvollen, bunten Charakter erhielten, aber ein inneres Band vereinigt doch nach wie vor die verschiedenen Abzweigungen der Lehre vom Menschen, und gerade für die Völkerkunde ist jeder der einzelnen Bestandteile von gleicher Wichtigkeit.

Da ist ja zunächst doch die Rassenlehre nichts anderes als eine somatische Ethnographie. Seit vor zweihundert

Jahren der Niederländer Camper die Lehre vom sogenannten Gesichtswinkel ins Leben rief, hat man unablässig danach gestrebt, gewisse normative Massbeziehungen, zumal am Schädel, ausfindig zu machen, und ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn hat sich der Frage der Indizes zugewendet. Die beiden Schweden A. und G. Retzius sind hierin vorangegangen; der Däne Steenstrup, der Franzose Quatrefages, die Deutschen Virchow, Kollmann, J. Ranke, Waldeyer, der Ungar v. Török und viele andere haben Beiträge zur Lösung dieser schwierigen Aufgaben geliefert, und selbst wenn es wahr sein sollte, dass die Ergebnisse dieser anthropometrischen Untersuchungen nicht immer die grosse zu ihrer Erzielung aufgewandte Mühe gelohnt hätten, so hat doch gerade die Völkerkunde zweifellos hohen Nutzen daraus gezogen. Wie wichtig ist selbst das mehr negative Resultat, dass das angebliche Kennzeichen der Dolicho-, Meso- und Brachykephalie für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse nicht völlig entscheidend ist, dass überhaupt Rassenreinheit kaum mehr als ein anthropologischer Begriff gelten kann. Virchows umfassende Monographie (Crania Ethnica Americana, Berlin 1892) hat nach dieser Seite hin die zuverlässigsten Aufschlüsse gegeben. Und gleichfalls durch Schädelmessung hat sich herausgestellt, dass die Unsitte, den Kopf des Kindes durch stetigen, für die Gesundheit nicht nachteiligen Druck zu deformieren, nicht im geringsten als typisch für einzelne Stämme — z. B. für die nordamerikanischen Flatheads — angesehen werden kann, sondern bei wilden und auch bei kultivierteren Völkerschaften, wie etwa bei den Peruanern der Inkazeit, vielfach geübt wurde und noch geübt wird.

Auf somatischer Grundlage wird eben doch jeder Versuch einer Gliederung der Menschheit aufgebaut werden müssen; sei es nun, dass man neben dem Schädel mit Topinard die Hautfarbe oder mit Häckel die Haarbeschaffen-

heit als massgebendes Element gelten lassen will. Dass z. B. der kreisförmige Haarquerschnitt des Europäers und der elliptische Haarquerschnitt des Negers sofort einen Gegensatz andeuten, ist ja nicht zu leugnen, aber zu einem ganz befriedigenden Systeme wird man auf diesem Wege doch nicht zu gelangen hoffen dürfen. Andererseits hat eine scharfe Prüfung der Hautverhältnisse sehr beachtenswerte Anhaltspunkte für die Einordnung dieses oder jenes Volkes in eine Klasse ergeben. Weiss man doch, dass die dunkelfarbigen Berbern und Hamiten, die sich kaum wesentlich vom Neger unterscheiden, von Hause aus eine annähernd weisse Haut haben und nur durch steten Aufenthalt im glühenden Sonnenbrande gebräunt, ja beinahe geschwärzt werden, während der echte Neger, wie ja auch in Nordamerika deutlich genug zu tage tritt, unter allen Umständen schwarz bleiben muss; seine Hautzellen enthalten eben ein dunkles Pigment, welches sich von Generation zu Generation vererbt und ein Unterscheidungsmerkmal der Kinder Afrikas, wahrscheinlich auch den australischen Negritos und den indischen Dravidas gegenüber, abgeben dürfte. So haben denn auch alle neuen Bemühungen um eine möglichst zutreffende Formulierung des Rassenbegriffes von somatischen Eigenschaften ausgehen müssen, wie sich dies in den Arbeiten von Deniker, Kean u. a. offenbart. Auch für die Klassifikation in dem neuen Werke von Schurtz (Völkerkunde, Leipzig-Wien 1903) sind, obwohl gerade dieser Autor am wenigsten einer Ueberschätzung äusserer Merkmale geziehen werden kann, verwandte Erwägungen massgebend gewesen.

Erst beim weiteren Eindringen sowohl in die Daseinsformen der eigentlichen Naturvölker wie auch in die Verhältnisse, unter denen die Menschen der europäischen Vorzeit lebten, ist die ausserordentlich nahe Verwandtschaft zwischen Prähistorie und Völkerkunde ganz allgemein einleuchtend geworden. Genau dasselbe, was die alten Kelten

und Germanen vor so und so vielen Jahrhunderten waren, sind gewisse südamerikanische und australische Stämme der Jetztzeit; die Vergleichung kann mithin, sobald uns die prähistorische Forschung von den ersteren, die ethnographische von den letzteren eine Reihe gesicherter Daten zur Verfügung gestellt hat, unmittelbar ihren Anfang nehmen. Diese Erkenntnis scheint nach Weule (Völkerkunde und Urgeschichte im XX. Jahrhundert, Eisenach-Leipzig 1902) zuerst aus dem Schosse der vergleichenden Anatomie entsprungen zu sein, indem Milne Edwards im Jahre 1829 in jenem an Thierry gerichteten Briefe, der die erste Anregung zur Gründung der „Société Éthnologique" gab, die Urgeschichte des Menschengeschlechtes von dieser neuen Seite her betrachtete. Durch die immer fortschreitende Ausgestaltung der urgeschichtlichen Sammlungen auf der einen, der völkerkundlichen auf der anderen Seite ist man in den Stand gesetzt worden, unzählige Parallelen ziehen und das Material einer jeden von beiden Kategorien direkt für das Studium der Zustände im Bereiche der anderen verwerten zu können.

Bekanntlich lassen sich bei den meisten Völkern, die sich heutzutage einer mehr oder minder hohen Kultur erfreuen, ehemals aber, während bereits ihr Körperbau so ziemlich der eines Menschen der Gegenwart war, nur ganz langsam von primordialen Zuständen zu etwas höheren Stadien äusserlich erkennbarer Gesittung aufgestiegen sind, verschiedene Etappen in der Auswahl der zu Gebrauchsgegenständen verarbeiteten Rohstoffe wahrnehmen. Der diluviale Mensch, der nach Penck beim Aufhören der letzten grossen Uebereisungsperiode unseres Erdteiles in Europa sichergestellt ist, bediente sich hauptsächlich der Steine, und wenn es mio- und pliozäne Menschen gegeben hat — trotz der eingehenden Untersuchungen vieler Naturforscher, unter denen Ameghino und Branco besonders hervorgehoben seien, sind die Beziehungen des Menschen zum Tertiär noch keineswegs

vollständig geklärt —, so ist von ihnen erst recht ein gleiches vorauszusetzen. So beginnt die Menschheitsgeschichte, deren Annalen nicht geschrieben sind, sondern mühsam aus Höhlen- und Pfahlbaufunden zusammengesetzt werden müssen, mit einem Steinzeitalter, das selber wieder in eine ältere Stufe von viel längerer und in eine jüngere Stufe von kürzerer Dauer, in eine paläolithische und neolithische Aera zerlegt werden kann. Lange hat es gedauert, bis die primitiven Werkzeuge, welche der mit feindlichen Naturgewalten ringende Urmensch sich im nicht abbrechenden Kampfe ums Dasein aus spröder Materie schuf, auch nur einigermassen die Formen annahm, an denen wir Angehörige einer ganz anders gearteten Zeit die Bestimmung jener überhaupt zu erkennen vermögen. Gewisse Feuersteinsplitter, die zumeist in Belgien, gelegentlich aber auch in Deutschland angetroffen werden, haben lange zwar schon einen gewissen Verdacht, von Menschen herzurühren, auf sich geladen gehabt, allein die Skepsis, der Virchows Name die wirksamste Stütze verlieh, und deren Berechtigung beim Wandern auf einem so schwankenden Boden niemand wird ableugnen wollen, verneinte beharrlich, dass man es da mit Artefakten zu tun habe. Neuerdings hingegen ist durch Rutot und Klaatsch das wahre Wesen dieser auf ein sehr hohes Alter hinweisenden Reliquien menschlicher Arbeit wohl ausser Zweifel gestellt worden. Auf die lapidaren Aeren folgt bei vielen Völkern eine Bronzezeit, gelegentlich auch nach Much eine reine Kupferzeit, und auch beim Uebergange zum Eisen vollzieht sich der grosse Fortschritt nicht plötzlich, indem deutlich eine ältere Hallstattepoche von einer jüngeren La Tèneepoche abgelöst wird. Diese letztere steht gerade am Eingange des historischen Zeitalters, dessen Herannahen durch den ein immer rascheres Tempo annehmenden Handelsverkehr zwischen den Völkern niedrigeren und höheren Zivilisationsgrades beschleunigt wird. Da auch in geologisch-

klimatischer Hinsicht der Wohnplatz des Menschen während der Jahrtausende, mit denen die Prähistorie zu rechnen hat, mannigfachen Metamorphosen unterworfen war, so kann man auch daran denken, diese Perioden der physischen Erdgeschichte mit denjenigen der menschlichen Urgeschichte zu parallelisieren. Die Oesterreicher Woldřich und M. Hoernes haben hierzu einen viel versprechenden Ansatz gemacht.

Diese verschiedenen Entwicklungsstadien treten uns nun auch auf ethnographischem Gebiete mit geradezu Staunen erregender Deutlichkeit entgegen. Vor allem ist es wichtig, feststellen zu können, dass es Naturvölker gibt, welche von der Verwendbarkeit der Metalle, die ihnen in der Nähe ihrer Wohnsitze auch nur schwer oder gar nicht zugänglich sind, nicht die entfernteste Ahnung besitzen, sondern sich ausschliesslich auf Stein, Holz und Pflanzenfasern angewiesen sehen. Die Eskimos scheinen zwar von der Natur, da sie höchstens gelegentlich einmal sich etwas Meteoreisen verschaffen können, zu Steinzeitmenschen prädisponiert zu sein, allein die oft ans Geniale streifende Geschicklichkeit, mit der sie Knochen und Hörner der von ihnen erlegten Tiere für ihr armseliges Leben nutzbar zu machen verstehen, hat sie auf einen höheren Standpunkt erhoben. Die beiden Territorien, innerhalb deren die paläolithische Zeit noch nicht aufgehört hat, sondern rezent ist, sind im inneren Brasilien und im Nordwesten der ozeanisch-deutschen Schutzgebiete zu suchen. Am oberen Xingù, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Amazonas, fanden die beiden deutschen Expeditionen, an denen jeweils K. und P. v. d. Steinen, Ehrenreich, P. Vogel und Clauss teilnahmen, zwei so gut wie unbekannte, wiewohl von den brasilianischen Grenzposten dann und wann aufgesuchte Völker, die Bakairí und Bororó, deren Angehörige so normale Steinzeitmenschen sind, wie es nur die Zeitgenossen des Neandertal- und des Engismenschen gewesen sein können. Hier war denn also für

vergleichende Studien eine nur selten wiederkehrende Gelegenheit eröffnet, und die Wissenschaft darf mit Genugtuung konstatieren, dass diese Gelegenheit auch gründlich ausgenützt worden ist, indem zumal K. v. d. Steinen von diesen Urmenschen der Gegenwart eine liebevolle Beschreibung geliefert hat, auf die noch zurückzukommen sein wird. Und ebenso haben wir, zuerst vornämlich durch M. Buchner, in Erfahrung gebracht, dass in Kaiser-Wilhelmsland und im Bismarck-Archipel paläolithische Stämme hausen, deren Waffen und Utensilien lebhaft an die gemahnen, von denen unsere anthropologischen Museen so viele Probestücke beherbergen. Als Boucher de Perthes die Resultate seiner spürenden Forschungstätigkeit im Tale der Somme der Gelehrtenwelt vorlegte, hatte er gar manche kühle Ablehnung in Kauf zu nehmen, weil die Ueberzeugung, dass auch Europa dereinst von reinen Wilden bewohnt gewesen ist, vor ein paar Jahrzehnten noch keineswegs in alle Kreise gedrungen war, und weil man sogar den etwaigen Wilden, zahlreichen Belegen aus fast allen Erdteilen zufolge, ein reichhaltigeres und brauchbareres Inventar von Geräten des täglichen Lebens zutrauen wollte, als es die nordfranzösischen Höhlenwohnungen enthielten. Nunmehr wissen wir, dass es mit südamerikanischen Indianern und mit Melanesiern des beginnenden XX. Säkulums auch nicht anders bestellt ist, als es mit jenen Grottenbewohnern der Diluvialzeit bestellt war. Und eine paläolithische Schicht ist im Boden auch vieler aussereuropäischer Länder aufgedeckt worden, wie etwa im Kongostaate und in Japan, hier sonder Zweifel noch vor die Zeit der Aïnobesiedelung zurückführend. Anderwärts jedoch war die Durcheinanderwürfelung der räumlich entlegensten Stämme immerhin eine hinreichend energische, um die Menschen zur Aufgabe veralteter Hilfsmittel und zur Adoptierung der in ihren Gesichtskreis gelangten Verbesserungen zu zwingen, und nur unter ganz ungewöhnlichen örtlichen

Verhältnissen konnte sich jene merkwürdige Zurückgebliebenheit behaupten, für welche, wenn wir einen Ausdruck aus der Biogeographie herübernehmen dürfen, die Bezeichnung urgeschichtlicher Endemismus am Platze sein möchte.

Wie sich anthropologische — dieses Wort im engeren Sinne genommen — und ethnologische Forschung die Hand zu reichen haben, um in einige grosse Rätsel der Lehre von der Menschheitsverteilung den Eingang finden zu können, wird von Weule am bezeichneten Orte des näheren dargelegt. In Betracht wird zu allererst gezogen die Pygmäenfrage, die sich mehr und mehr, da die Nachrichten von dem winzigen Wachstum der hyperboräischen „Randvölker", mit Ratzel zu reden, sich als Uebertreibungen herausgestellt haben, auf afrikanischem Boden konsolidierte. In den verschiedensten, distanten Gegenden dieses Kontinentes hat man Völkerfragmente dieser Art aufgefunden, zu deren Eigentümlichkeiten nicht lediglich die verhältnismässig kleine Körpergestalt, sondern auch noch gar manche andere Momente somatischer und soziologisch-intellektueller Natur gehören. Das komplexe Wesen der ethnologischen Grundaufgaben, welches niemals nur eine vereinzelte Methode auslöst, macht sich hier besonders augenfällig geltend, und wir werden deshalb noch Gelegenheit finden, auf die vielerlei Fragen, welche durch die Existenz der afrikanischen „Zwergvölker" aufgeworfen werden, unter anderen Gesichtspunkten zu sprechen zu kommen.

Der Mensch ist nicht bloss Leib, sondern auch Geist, und die anthropologische Völkerkunde, an die ja in erster Instanz appelliert werden muss, wenn es sich um die Ermittlung von Volkszusammenhängen handelt, kann für sich allein unmöglich zum Ziele gelangen. In der Tat zeigt uns die Geschichte, dass die ersten hierher gerichteten Versuche von einem ganz anderen Punkte ausgingen, nämlich von der Sprachvergleichung, die freilich anfänglich nur in recht

rudimentärer Form geübt werden konnte; nicht allein weil es noch sehr an Tatsachen fehlte, sondern weil die einseitig klassische Richtung das Organ, welches bei allgemein-linguistischen Untersuchungen einzugreifen hat, sehr wenig auszubilden berufen und geeignet war. Zu welchen toponomastischen Greueln sich ein gescheiter Mann und geschulter Philologe hinreissen lassen konnte, lehren uns des Enea Silvio de' Piccolomini geographische Worterklärungen. Hieronymus Megiser, der gegen Ende des XVI. und zu Eingang des XVII. Jahrhunderts über Geschichte und Sprachphilosophie in einer Weise schrieb, welcher geachtete Historiker unserer Tage ihre Achtung nicht versagten, machte in seinem „Thesaurus" löbliche Anstrengungen, um von recht vielen Idiomen Wortbenennungen nebeneinanderzustellen, und bald nach ihm wagte sich Christoph Besold, ein in den Streitigkeiten der Gegenreformation viel genannter Jurist, sogar an das noch immer schwierige Problem vom Ursprunge der Sprache. Die Mission brachte im Interesse der „Propaganda" schon sehr frühzeitig den Rohstoff zu Wörterbüchern und Grammatiken einer gigantischen Menge von Sprachen zusammen, und gerade auf dieser Basis gedachte der weltumfassende Geist des Philosophen und Polyhistors v. Leibniz ein ethnologisches Lehrgebäude aufzurichten, ohne freilich diesen Plan, wie so manchen anderen, zur Verwirklichung bringen zu können. Das XVIII. Jahrhundert war solchen Bestrebungen nicht sehr geneigt, wenngleich es an Ansätzen von verwandter Tendenz nicht gänzlich mangelt, und erst gegen Ende desselben begann J. C. Adelung für sein grosses Werk, eine Sprachenkunde des Erdenrundes, dem er den Titel „Mithridates" gegeben hatte, zu arbeiten. Die Herausgabe desselben hat er nicht mehr erlebt, sondern seinem Mitarbeiter J. S. Vater überlassen müssen, durch dessen Obsorge dann das umfängliche, als erste Probe einer wirklich universellen Anschauung Achtung fordernde Sammelwerk

(Berlin 1806—1817) an die Oeffentlichkeit kam. Für jene feinere wissenschaftliche Tätigkeit, die wir als Sprachvergleichung kennen, war freilich zunächst damit nur eine empirische Grundlage gelegt, aber schon um dieselbe Zeit hatte ein feinsinniger Gelehrter auch mit seinen tiefgründigen Untersuchungen über konkrete Probleme begonnen, die für die Ethnologie wirklich in hohem Masse fruchtbar werden sollten.

Dies war Wilhelm v. Humboldt. Auf zwei Gebieten hat er sich versucht, die beide als äusserst schwierig und beim Mangel von Vorarbeiten als nahezu hoffnungslos betrachtet werden mussten. Er hat die in früheren Jahrhunderten auf der Insel Java gesprochene, schon um 1800 aber nur noch in Schriftresten erhaltene Kawisprache in ihren Beziehungen zum Indischen verfolgt; er hat das Baskische, worin man vielfach nur einen herabgekommenen Dialekt vermutete, als die Ursprache der Pyrenäischen Halbinsel, die wahrscheinlich bereits von den alten Iberern geredet wurde, in ein vollkommen neues Licht gesetzt. Es wurde bereits angedeutet, dass Alexander v. Humboldt auch in dieser Hinsicht wertvolle Andeutungen, zumal über die Indianersprachen im nördlichen Südamerika, gemacht hat, und würden sich beide Brüder zu gemeinsamem Tun verbunden haben, so wäre daraus gewiss der Völkerkunde ein ausserordentlicher Vorteil erwachsen. Noch aber war die Zeit zu solchem Aneinanderschlusse nicht gekommen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die recht eigentlich dem deutschen Volke entsprossen ist, hat unter den Händen eines Pott, Bopp, Schleicher, Max Müller, denen von Ausländern an erster Stelle der Italiener Ascoli und der Nordamerikaner Whitney beizugesellen sind, einen geradezu grossartigen Aufschwung genommen, dessen letzte Ursache in der Erkenntnis von der beherrschenden Stellung des Sanskrits zu erblicken ist. Damit ging Hand in Hand eine mehr philo-

sophische Behandlung der Sprache als solcher, die auch im naturwissenschaftlichen Lager, bei der Lautphysiologie, ihre Bundesgenossen warb. Der literarische Sprechsaal dieser Richtung wurde die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, welche mit den Namen von Lazarus und Steinthal untrennbar verknüpft erscheint. Als eine imposante Enzyklopädie der Weltlinguistik haben wir G. H. K. v. d. Gabelentz' umfängliche Darstellung (Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1891) anzuerkennen.

Teils mittelbar, zum Teile aber auch direkt ist durch die sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden Arbeiten, deren hervorragendste Choragen wir vorstehend anzuführen hatten, auch der Völkerkunde Vorschub geleistet worden. Indem man, aus der Fülle des aufgespeicherten syntaktischen Materiales heraus allgemeine Schlussfolgerungen ziehend, die scheinbar unendliche Verschiedenheit in der Art und Weise des Menschen, seine Gedanken auszudrücken, nach Rubriken gliederte, verfiel man darauf, die einsilbigen, einverleibenden, agglutinierenden und flektierenden Sprachen als solche Einheiten höherer Ordnung aufzustellen, innerhalb deren selbstredend wieder eine weitgehende Mannigfaltigkeit bestehen konnte. Die einsilbige Sprache findet ihren prägnantesten Ausdruck im Chinesischen; einverleibend oder, wie man wohl auch sagt, polysynthetisch sind die Indianersprachen Nordamerikas, deren Zerfaserung an und für sich eine so weit getriebene ist, dass vor der Rezeption des Englischen als eines unentbehrlichen Verständigungsmittels auch nächst benachbarte Stämme ausschliesslich durch die in ein festes System gebrachte Zeichensprache sich gegenseitig Mitteilungen zu machen vermochten. Die Sprachzersplitterung kann es nicht verhindern, dass man mit Rücksicht auf den Gesamtcharakter, der in allen Mundarten wiederkehrt, die sämtlichen Rothäute des Nordens für eine geschlossene Völker-

familie erklärt; im Einklange mit den Ergebnissen der anthropologischen Ethnologie. Die agglutinierenden Sprachen sind entweder präfigierende oder suffigierende, und zwar ist diese letztere Modalität die häufiger vorkommende, der man beispielsweise bei den Eskimos und bei den finnisch-türkischen Völkern begegnet. Während fast in ganz Europa flektierende Idiome herrschen, stehen nur — vom Baskischen und Albanesischen, als von den Sprachen noch ziemlich rätselhafter Völkersplitter, abgesehen — diejenigen der zuletzt aus Asien eingewanderten Nationen abseits von dieser Regel. So hat man denn auch schon in einer Zeit, da der Sprachsinn weit weniger entwickelt war, auf grund seiner Suffixmethode das Magyarische als die Sprache eines der grossen Mehrzahl der Europäer von Hause aus fremd gegenüberstehenden Volkes erkannt.

Die linguistische Forschung ist also der Völkerkunde in jeder Weise von Nutzen und mit Recht vielfach auf sie von bestimmendem Einflusse gewesen. Wie hätte man, um nur noch einiger Belege zu gedenken, in die bunte Völkerkarte des Kaukasus, der nach Art geschlossener Hochgebirge bei den grossen Völkerwanderungen ein schützendes Bollwerk für bedrängte kleinere Gruppen abgab, Ordnung hineintragen, wie anders die in einander verschlungenen Völkerschaften Sibiriens auf ihre ursprüngliche Eigenart zurückführen sollen? Ohne die von staunenswerter Sprachbeherrschung Zeugnis ablegenden Untersuchungen der russischen Akademiker Castrén, Schiefner, Boehtlingk und Radloff wäre eine derartige, jetzt in den Grundzügen klar zu überblickende Sonderung nicht durchführbar gewesen. Bei allen Völkerschaften nämlich, welche durch die sie umgebenden Verhältnisse ihr Leben unter wesentlich gleichen Daseinsbedingungen — in den Felsen hoher Gebirge, auf Steppen, im Schnee und Eis der Polarwelt — hinzubringen genötigt sind, bildet sich nach und nach eine grosse Uebereinstimmung in Sitten

und Gebräuchen, in der Kleidung und Ernährung und sogar in den somatischen Kennzeichen heraus, so dass nunmehr der Sprache als einem analysierenden Faktor ein besonderer Wert zugesprochen werden muss. Nicht minder ist dieselbe wirksam bei der Prüfung der Frage, ob Menschen, welche auf ungeheure Entfernungen verteilt wohnen, trotzdem der nämlichen Völkergruppe zuzuteilen seien; damit stand im Zusammenhange die Ermittlung prähistorischer, aber gewaltiger Völkerverschiebungen, neben denen die des IV. nachchristlichen Jahrhunderts, der man die Benennung einer „Wanderung“ in der geschichtlichen Terminologie vorzubehalten pflegt, nicht einmal gar so ausgedehnt erscheint. Sprachlich und allerdings zugleich somatisch hat man die Züge der durch Rink, Boas, Nansen u. a. allseitig erforschten Eskimos auf der Karte verfolgt und die Ansicht gewonnen, dass dieselben von Asien ausgegangen und allmählich schubweise bis an die ferne Ostküste Grönlands gelangt sind. Mit denselben Mitteln ist man zu wünschenswerter Klarheit durchgedrungen bezüglich der weiten Seefahrten der Malayen und Polynesier. Schon dem ethnographisch gut geschulten Mecklenburger v. Mandelslo fiel vor zweihundertundsechzig Jahren der Gegensatz zwischen den Hovas und den anderen Bewohnern Madagaskars auf, den wir uns jetzt durch den Hinweis auf die Abstammung der ersteren aus dem Hinterindischen Archipel verständlich machen; die Verpflanzung der Maoris auf die Doppelinsel Neu-Seeland sind wir fast geschichtlich zu rekonstruieren in der Lage, indem ihre Sprache die nächste Verwandtschaft mit derjenigen der zentralpolynesischen Eilande wahrnehmen lässt. Sprachliche Kriterien endlich fielen auch ins Gewicht, als man die Pygmäen Innerafrikas als eine mit den sie umgebenden Stämmen gar keine Verbindung unterhaltende Volksindividualität gelten zu lassen sich entschloss, denn diese auch sonst sich scharf von ihren Nachbarn abhebenden Menschen sprechen ihr

eigenes Idiom für sich. Wenn noch ernster als bisher daran gegangen wird, in den Zwergvölkern Reste der ältesten Aborigener Afrikas aufzuzeigen, die sich ausserdem nur noch in der immer weiter nach Süden gedrückten gelben Rasse erhalten hätte, so werden jene kaum nachahmbaren „Schnalzlaute", deren sich Hottentotten und Buschmänner bedienen, vielleicht noch eine Rolle als Kriterium zu spielen haben. Dass indessen auch die intellektuelle Seite volklicher Eigenart in der Sprache sich abspiegelt, mag der interessante Fall der Pescherähs auf Feuerland bekunden, denen Ch. Darwin, als er ihnen anlässlich der Weltreise des „Beagle" einen Besuch abstattete, jede Spur höherer geistiger Veranlagung absprechen wollte. Und gerade der Wortschatz der Feuerländer ist, was der damals noch nicht mit grösserer ethnographischer Erfahrung ausgerüstete englische Naturforscher nicht ahnte, ein ungewöhnlich reicher und ganz und gar nicht an den gewöhnlichsten Betätigungen des täglichen Lebens klebender. Die sprachlichen Kriterien scheinen auch für die viel ventilierte Weddah-Frage entscheidend werden zu wollen. Während man diese Wilden zumeist als halb vertierte Ueberbleibsel eines zeylonesischen Urvolkes ansprach, fällt W. Geigers Entdeckung, dass sie ein verdorbenes Singalesisch reden, für die Hypothese einer Abgliederung und fortschreitenden Entartung in die Wagschale. Nicht unmöglich, dass auch jener Stamm auf Celebes, den die Vettern Sarasin als eine ganz selbständige Rasse deuten wollten, bei eingehenderer Vertrautheit mit seiner Sprache sich doch als der malayischen Familie zugehörig ausweist.

Solch bedeutsame Vorteile der sprachlichen Methode in der Völkerkunde sind nun wohl auch insofern einigermassen gefährlich, als sie einer Ueberschätzung der jenen Verfahren innewohnenden Kraft die Bahn ebnen können. Und doch ist die Sprache kein eindeutiges und unfehlbares Gebrauchsmittel der Völkercharakteristik. Weil der moderne

Mensch sich daran gewöhnt hat, Einheitlichkeit der Sprache als das oberste und zuverlässigste Merkmal für die nationale Sonderstellung anzusehen, vergisst er nur zu leicht, dass es, wenn die Vorbedingungen fehlen, sich auch ganz anders verhalten kann. Ein Volk kann als solches bestehen bleiben und doch seine Empfindungen mit Worten auszudrücken lernen, die früheren Generationen fremd waren. „Eine Rasse," so lässt sich Schurtz hierüber vernehmen, „der die Eigenart ihres Wohngebietes und ihrer Geschichte starke erobernde Kräfte verleiht, kann zahlreichen Völkern eine von ihr ausgehende Sprache oder Sprachengruppe aufzwingen; in dieser Weise haben sich im Gefolge von Bruchteilen der nordischen Rasse die arischen (indogermanischen) Sprachen über fast ganz Europa und bis Indien und Iran verbreitet." Auch braucht die siegreiche Rasse keineswegs, wie es für das vorige Beispiel gilt, die kulturell überlegene zu sein, sondern es genügt, dass sie die tatsächlich, sei es auch mit rohester Gewalt, ihre Herrschaft ausübende ist. Einen sehr bemerkenswerten Fall der zweiten Art haben neuerdings deutsche Reisende im inneren Kleinasien gefunden. Dort gibt es nach E. Naumann griechische Enklaven, entlegene Völkerinseln, deren Bewohner nach Körpergestalt und Gesichtsschnitt, Religion und Denkweise auch in schweren Bedrängnissen Griechen geblieben sind — aber ihre Sprache konnten sie nicht bewahren und sprechen türkisch. Und doch steht der Hellene gewiss sehr hoch über allen sonstigen Anatoliern! Steter Tropfen höhlt den Stein, und abgeschnitten von jeder Verbindung mit den Quellen ihres Volkstums, im steten Umgange mit türkischen Umwohnern, haben sich die armen Leute in einem einschneidenden Punkte die Entnationalisierung gefallen lassen müssen. Ein etwas anderes, noch weit auffälligeres Bild gewähren karibische Stämme am unteren und mittleren Orinoko. Bereits ältere Reisende wussten etwas zu melden von der dort obwaltenden Verschiedenheit zwischen Männer- und

Weibersprache; man zweifelte stark an dem Bestehen solch völkerkundlichen Unikums, musste aber schliesslich doch die Richtigkeit der Beobachtung in der Hauptsache zugeben. Als die kraftvollen Kariben, von den westindischen Inseln kommend, die schwächlichen Stämme Venezuelas unterjochten und durch den üblichen Frauenraub ihre Eroberung kräftigten, machten sie das eigene Idiom zum herrschenden, während in den Frauengemächern die alte Sprache eine schüchterne Existenz noch länger fortzufristen vermochte.

Bisher wurde diese Verdrängung einer Sprache durch eine andere, für die uns auch in Afrika die hamitischen Massai und die zur Bantufamilie gehörigen Zulukaffern manchen Anhaltspunkt liefern können, unter dem Gesichtspunkte des Zwanges aufgefasst, sei es, dass dieselbe mit roher Kraft wirklich ausgeübt wurde, oder aber, wie bei den Griechen in Kappadokien, das Schlussresultat dauernder Gewöhnung darstellen. Allein es kommt auch freiwillige Entäusserung dessen vor, was man sonst bei einem Volke, auch bei dem rohesten, als wertvollsten Besitz zu betrachten gewohnt ist. Das südafrikanische Dreieck beherbergt Negerstämme, die sich von den kriegerischen und energischen Zulus derart haben imponieren lassen, dass sie ihre Volksart aufgaben und sich in Allem jene an der Spitze marschierende Nation zum Muster nahmen. Man hat diese „Zuluaffen“, wie die technische Bezeichnung der Ethnographen lautet, wohl auch mehr als einen Typus denn als einen Ausnahmefall zu betrachten. Die Deutschen waren, wenigstens in ihren „oberen“ Volksschichten, vor zwei- bis dreihundert Jahren nur allzu nahe daran, sich von einem ähnlich törichten Ideale bestricken zu lassen.

Die Gesellschaftswissenschaft, um jetzt auch ihr in ihren Beziehungen zur Völkerkunde ihr Recht widerfahren zu lassen, ist noch eine junge Wissenschaft, und bei ihrer Begründung stand eine freilich weniger aus der Erfahrung, als

aus theoretischer Spekulation geschöpfte Betrachtung der vermeintlichen Urzustände der Menschheit Gevatter. Rousseaus „Contrat social“ sollte zeigen, wie sich aus den primitivsten Formen des Zusammenschlusses der Menschen der Staat entwickelt habe, und Voltaire suchte, seiner sonstigen Doktrin treu, die Religion als einen Rückstand der Gemütsstimmung erscheinen zu lassen, in welcher sich rohe Völker befinden müssen, weil ihr Kausalitätsbewusstsein noch nicht stark genug ist, um von unerwarteten Vorkommnissen Rechenschaft zu geben. Dass dann die Institution des Priestertums, wie man es insbesondere im Schamanismus asiatischer und hyperboräischer Stämme seine Machtstellung ausüben sah, generell als eine klug ersonnene Handhabe der Volksverdummung definiert wurde, verstand sich bei den Vorläufern der grossen Krise des Jahrhundertschlusses von selbst. Auch in die sozialistische Literatur der Gegenwart sind ähnliche ethnologische Ueberschwänglichkeiten recht zahlreich übergegangen. Unverhältnismässig tiefer wurde das Problem von Comte, mochte er auch seinerseits wieder in der allzu hohen Bewertung des „Positivismus“ über das Ziel hinausschiessen, in seiner Präzisierung der von ihm auch mit ihrem jetzigen Namen belegten Disziplin gefasst: „Die Soziologie“ — wir zitieren nach Achelis' Uebersetzung — „bewundert nicht und verdammt nicht die politischen Ereignisse, sondern sieht in ihnen, wie es bei jeder anderen Wissenschaft geschieht, einfach Gegenstände für die Beobachtung“. Es war schon ein grosser Fortschritt, die Dinge „sine ira ac studio“ so, wie sie wirklich sind, ins Auge zu fassen und die Vergleichung zwischen Naturstadium und höherer Kultur nicht deswegen durchzuführen, um entweder die Völker im ersteren mit herbem Tadel wegen angeblicher Sittenlosigkeit zu überschütten oder dieselben als Idealgestalten, die sie wahrlich ebensowenig sind, dem Raffinement der Zivilisation entgegenzustellen. Sowie Parteirücksichten irgendwelchen Charakters in die exakt

sein sollende wissenschaftliche Forschung hineingetragen werden, kommt die letztere regelmässig zu kurz.

Offenbar kann jedoch auch für den objektiven Forscher eine doppelte Verbindung zwischen Soziologie und Völkerkunde stattfinden. Man kann auf logisch-konstruktivem Wege allgemeine Lehrsätze für die erstgenannte aufstellen und deren Richtigkeit mit Hilfe ethnologischer Spezialfälle prüfen oder man kann aus einer möglichst grossen Menge von solchen die einigenden Momente herausschälen und diese soziologisch verwerten. Mehr im ersteren Sinne ist Herbert Spencer vorgegangen, dessen Buch „Social Statics“ (London 1851) zu einer Zeit erschien, in der unser Wissen vom Völkerleben noch auf ungleich schwächeren Füssen stand, und der sich in seinen folgenden Publikationen ernstliche Mühe gab, den sich häufenden Erfahrungstatsachen in seinem Systeme Rechnung zu tragen. Dieses letztere litt ganz ebenso, wie man dies von den mehr geistvollen als überzeugenden Begriffskonstruktionen Schaeffles (Bau und Leben des sozialen Körpers, Tübingen 1875) behaupten darf, an dem Streben, den Vergleich zwischen dem tierischen Organismus auf der einen und den gesellschaftlichen Assoziationen auf der anderen Seite um jeden Preis zum Ende zu führen; eine Tendenz, die grosse Gefahren in sich schliesst. Oberflächliche Analogien werden zu Identitäten gemacht, und dem Bilde zu liebe erleiden die Tatsachen eine Umformung, die sehr oft der Behandlung auf einem Prokrustesbette gleicht. Mit Fug warnt deshalb auch Achelis davor, die Anfänge menschlicher Staatengründung mit jenen Tierstaaten in allzu nahen Kontakt zu bringen, wie sie uns etwa Bienen und Ameisen vor Augen führen. Wenn man allerdings das individuelle Denken so vollständig ausschaltet, wie dies Gumplowicz tun will und dafür hält, dass sich in den Gedankenprozessen das soziale Medium nicht nur abspiegle, was ja unbedingt zuzugestehen ist, sondern souverän die Herrschaft ausübe, so mag die als bedenklich

bezeichnete Parallele eher zulässig erscheinen. Auf den innigen Zusammenschluss von Soziologie und Ethnologie arbeitete Letourneau (La sociologie d'après l'ethnographie, Paris 1884) mit Eifer und Erfolg hin, der auch die von Anderen überspannte Einwirkung dessen, was man kurz und bündig das „Milieu" nennt, auf das richtige Mass herabsetzte.

Von fundamentaler Bedeutung ward für die soziologische Richtung in der Völkerkunde der Umstand, dass ein deutscher Jurist, der in Bremen tätige Richter Hermann Post (gest. 1895), die rechtliche Seite des Völkerlebens zum Gegenstande einer zielbewussten Untersuchung erhob. Seine Schriften, die mit einer Erörterung des Ursprunges der Ehe beginnen und sich über einen Zeitraum von zwanzig Jahren ausdehnen, sind durchweg von schöpferischem Geiste erfüllt und werden mit der Zeit noch mehr ihre wegzeigende Kraft entfalten. Allerdings ist die Nachfolgerschaft auf dem von Post zuerst beschrittenen Wege bisher nur eine numerisch schwache, weil eben die Bearbeitung eines Grenzgebietes stets die höchsten Anforderungen stellt; immerhin liegt doch schon gar mancher neue Beitrag zur Klärung von Zuständen vor, die dem Beschauer auf den ersten Blick vielleicht den Eindruck rudimentärster Ursprünglichkeit machen und sich bei näherem Zusehen als das Endstadium eines langwierigen Bildungsprozesses zu erkennen geben. So hat der andere deutsche Rechtsgelehrte, der auf die Förderung der einschlägigen Fragen Gewicht legte, J. Kohler in Berlin, den ganz unerwarteten Nachweis erbracht, dass bei einem Volke, dem man die allerunterste Sprosse auf der Stufenleiter menschlicher Entfaltung anzuweisen geneigt war, nämlich bei den Australnegern, ein förmliches System von Satzungen besteht, die bei der Verheiratung zweier Angehörigen verschiedener Stämme — und anderer Eheschluss ist überhaupt unzulässig — strenge Beobachtung erheischen. Posts Hauptwerk (Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, Oldenburg 1894—1895)

wird noch für eine viel spätere Zeit als der Handweiser und Ratgeber für Gleichstrebende dienen.

Dass auch religiöse Fragen hier mit berührt werden, bedarf kaum ausdrücklicher Hervorhebung, und insofern die Heilung Erkrankter zu einem erheblichen Teile Sache der religiösen Leiter des Volkes ist und auf sympathetisch-zeremonielle Handlungen hinausläuft, so berührt sich der juridische Abschnitt der Völkerkunde recht nahe mit dem medizinischen. Uebrigens entbehrt die ethnologische Heilkunde, um deren Studium sich Bartels nachdrücklich bemüht hat, durchaus nicht einer rationelleren Seite, wie ja auch die ägyptischen Priester neben Besprechung, Amulett und Tempelschlaf ganz vernünftige Kurmethoden in Anwendung zu bringen verstanden. Ohne dass man über die Herkunft der entsprechenden Handgriffe irgend näheres aussagen könnte, bilden diese gleichwohl das Gemeingut einer ganzen Reihe von Völkern. Nicht nur die gewöhnlichen Fälle des Alltagslebens, wie Arm- und Beinbrüche, hat man schlecht und recht behandelt, sondern man ist auch vor schwierigeren Operationen nicht zurückgeschreckt. Will man doch auch bei prähistorischen Schädeln unverkennbare Spuren der sogenannten Trepanation erkannt haben. Die Geschichte eines stelzfüssigen Etah-Eskimos hat uns Bessels erzählt.

Vor allem sind uns die Aufschlüsse der vergleichenden Forschung wichtig geworden, welche uns einen Einblick in die Entstehung der verschiedenen Gemeinschaften vermittelt, in denen die Angehörigen der Naturvölker leben, und welche für sie nicht immer den gleichen Wert behaupten. Sehr viele Diskussionen hat die Frage des sogenannten Mutterrechtes ausgelöst, deren präzise Stellung ein grosses Verdienst Bachofens war, indem dessen Bestehen ein noch sehr wenig gebundenes Verhältnis der Geschlechter voraussetzen lässt, mag auch die Promiskuität nur ganz ausnahmsweise eine so allgemeine gewesen sein, wie dies von Lubbock und Morgan

angenommen wird. Mit dem Mutterrechte steht in ursächlichem Zusammenhange das Matriarchat, welches einen älteren, fast durchweg längst überholten Standpunkt der autoritativen Verhältnisse kennzeichnet, in gewissen Resten aber doch noch auf die Gegenwart nachwirkt. Es wäre z. B. an die Verehrung zu erinnern, welche der „Lukokessa“ im östlichen Teile von Portugiesisch-Südwestafrika entgegengebracht wird. Schon ziemlich frühe ist jedenfalls die wirkliche Ehe an die Stelle des reinen Libertinismus getreten, der ja vielfach, vorab in Afrika, bei den Unverheirateten fortbestand und heute noch, in schroffem Gegensatze zu der von den Ehefrauen verlangten Treue, geduldet wird. Jedenfalls aber war diese Ehe, wie wir durch zahlreiche Belege aus allen Weltteilen bekräftigen können, lange eine rein exogamische, als welche sie noch zur Zeit, wie auch weiter oben eine Andeutung besagte, bei vielen Stämmen allein denkbar ist; eine Stammesgenossin zum Weibe zu nehmen, gilt als ausgeschlossen. Der Frauenraub musste aushelfen, wenn es an Gelegenheit zu jenem geordneten Handelsvertrage fehlte, der auch Kulturnationen nichts weniger als unbekannt ist; an nicht wenigen Orten haben sich Reminiszenzen an den Jungfrauendiebstahl, wie ihn die Römer recht wohl den Sabinern gegenüber ausgeübt haben können, in der Weise erhalten, dass der Bräutigam sich die Braut in einem Scheingefechte zu erkämpfen hat. In Welschtirol hat sich dieser Brauch lange gefristet, mag vielleicht in einigen entlegenen Gegenden noch jetzt nicht gänzlich abgeschafft sein.

Während man aber durchgehends der Meinung war, dass der Gegensatz von Mann und Frau von Urbeginn an dasjenige Element im Menschenleben dargestellt habe, welchem die grösste Tragweite zukam, hat die immer tiefer eindringende ethnologische Analyse dargetan, dass dieser Satz kein wirkliches Axiom ist, dass vielmehr unter Umständen die Männervereine den tonangebenden Faktor in dem einförmigen Leben

vieler Naturvölker bedeuten. Wiederum Post und Achelis haben diese Form der allen Menschen innewohnenden Neigung zur Koalition schärfer beleuchtet und auf die so allgemein auftretende, nicht etwa allein auf das männliche Geschlecht beschränkten Pubertätsweihen hingewiesen, kraft deren das Einzelwesen fähig geworden sein soll, sich, wie Schillers „Wachtmeister“ sagen würde, einer „würdigen Meng'“ als gleichberechtigtes Glied einzuordnen. Dass die Männerbünde mit der Familie konkurrierend zu denken sind, und dass sie an ihrem Teile bei der Ausbildung der „Grundformen der Gesellschaft“ eine sehr ausschlaggebende Rolle gespielt haben, hat Schurtz in seiner letzten Schrift (Berlin 1902) zu einem leitenden Gedanken formuliert. Damit bekamen wir auch grössere Klarheit über die polynesischen Festspiele, z. B. das Duk-Duk, dessen Ankündigung die weiblichen Stammesangehörigen in das Innere ihrer Hütten scheucht, gerade wie bei den Guineanegern und bei den Bakaïrí der Klang einer Trommel oder Rassel das Zeichen für alle Nichtesoteriker ist, einer höheren Gewalt das Feld zu räumen.

Gar manche Dinge, welche ethnographische Sammellust zunächst ohne besonderen Plan aufspeicherte, um von dem ganzen Inventare eines bestimmten Volkes möglichst viele Probestücke beisammen zu haben, nahmen von dem Augenblicke an eine ganz andere Gestalt an, da die komparative Völkerkunde den höheren Zweck erspürte, dem ein solcher Gegenstand, der zunächst nur etwa von dem Werte eines roh ausgeführten Kinderspielzeuges zu sein schien, nach der Absicht nicht sowohl der Verfertiger, wohl aber ihrer Inspiratoren dienen sollte. Wir nennen gleich jene abenteuerlichen Tanzmasken, in denen die meisten Reisenden, die zuerst von ihnen berichteten, das Produkt einer zufälligen Laune erblickten, während sie in Wahrheit dem sozialen Leben der Stämme ihren Stempel aufdrücken und in der bunten Mannigfaltigkeit ihres Vorkommens ethnologische

Ueberlegungen aller Art auslösen. Wir gedenken des Totemismus bei den als Uebergangsglied zwischen den Polynesiern und den nordamerikanischen Steppenvölkern geltenden „nordwestlichen" Indianern, wie ihn Jacobsen und A. Krause uns näher gebracht haben, und seiner Verwandtschaft mit der Wappenliebhaberei der mittelalterlichen Kulturwelt. Wir erinnern an Gerlands Herleitung des Regentenszepters aus jenem Zeremonienstabe, der von den Häuptlingen und Opferpriestern gar häufig als Symbol ihrer Würde in hohen Ehren gehalten wird. Auch jene Gemeindehäuser und Familienwohnungen grössten Stiles dürfen hier erwähnt werden, die man aus Ozeanien kennt, und die den Gegensatz zur Absonderung der Einzelfamilie scharf markieren. Aber ebenso haben andere Völker diese gegen unsere Begriffe weit ausgedehnte Hausgenossenschaft, die in charakteristischer Ausprägung Stoll bei den alten Indianern von Guatemala vorgefunden hat, und die sich als „Sasdruga" bei den Südslaven, zumal den Serben, bis zum heutigen Tage erhalten konnte.

Aeussere Abzeichen haben vielmals auch folgenreiche Schlüsse über die transzendentalen Vorstellungen der Naturvölker ermöglicht, und die vergleichende Religionswissenschaft, die ja mit Rücksicht auf die sehr natürliche Geheimnistuerei der sakralen Personen die grössten Schwierigkeiten zu überwinden hat, dankte diesen in die Augen fallenden Betätigungen eines religiösen Sinnes manch tieferen Einblick. Zweifellos unterliegt die Verwendung des uns geläufigen Wortes „Religion", wie Schurtz betont, einiger Gefahr; wenn wir es indessen mit ihm in seine Bestandteile auflösen und die Frage so stellen, inwieweit bei einem gegebenen Volke von einer Mythologie, von einer Kosmogonie und von einem Glauben an eine Trennung von Seele und Leib nach dem Tode gesprochen werden kann, so bekommen wir doch gleich wieder festeren Boden unter die Füsse. Die Forschungen von Grünwedel über innerasiatische, die des Ehepaares Seler

über zentralamerikanische Kulte und von De Brosses über den weit verbreiteten Fetischismus mögen hier als Muster für solch schwierige, übrigens auch von den Missionären in sehr anerkennenswerter Weise geförderte Arbeit ihre Stelle finden. Ein ganz ausserordentlich fein verzweigtes Netz von mythologischen und kosmogonischen Ideen breitet sich, wie die Werke von Ellis, Fornander und Moerenhout uns ersehen lassen, über die Inselwelt des Stillen Ozeans aus, und unwillkürlich erblickt man sich unter der Herrschaft des „Völkergedankens", wenn man sieht, wie bei diesen räumlichen Antipoden Griechenlands Ideen und Erzählungen sich erzeugt haben, die lebhaft an die Märchenwelt von Althellas gemahnen — so beispielsweise in der Fabel von Orpheus und Eurydike.

Als einigendes Band schlingt sich um alle diese anscheinend so divergenten und in den Augen des Forschers trotzdem so nahe ineinandergreifenden Aeusserungen des Volksgeistes die Völkerpsychologie, der Wundt ein Standard Work (Leipzig 1901) verliehen hat, die Krönung jenes psychologischen Lehrgebäudes, an dem er seit vier Jahrzehnten unausgesetzt geschaffen. Ausgehend von der ethnologischen Vergleichung, die ihr reichstes Feld bei den dem gemeinsamen Urzustande der Menschheit zunächst verbliebenen und doch zugleich zur Erschliessung ihres Wesens bereitwilligen Naturvölkern findet, konnte die Induktion zu Gesichtspunkten von grosser Allgemeinheit und Zuverlässigkeit sich erheben. Der reiche Schatz von Erfahrungen, den sich K. v. d. Steinen in freundschaftlichem Umgange mit seinen Zentralbrasilianern erwarb, die auch gar nicht anstanden, ihrem weissen Freunde ernstlichen Vorhalt zu machen, wenn er nach ihrem Gesellschaftskomment eine Ungeschicktheit beging, musste für das Verständnis der wirklich harmlosen Menschenseele reiche Früchte bringen. Dass diese Psyche in ihrer Unberührtheit von derjenigen, die sich als eine Art

Mittel aus dem so verwickelten Seelenleben des Kulturmenschen durch Abstraktion gewinnen lässt, tatsächlich gar nicht so weit abweicht, kann ausdrücklich konstatiert werden. Die Handhabung der Zeichensprache durch die Bakaïrí muss für deren Empfänglichkeit für fremde Gedanken das günstigste Vorurteil erwecken, und eben bei diesem für die Völkerkunde geradezu paradigmatischen Stamme konnte K. Ranke die Wahrnehmung machen, dass ihre Sinne an Schärfe denen der Europäer nicht sonderlich überlegen sind, und dass, wenn eine solche Ueberlegenheit zu bestehen scheint, dieses Verhältnis nur in der andauernden Erziehung des Einzelnen seine Ursache hat, der ja über Zeit und Gelegenheit, sich auszubilden, im ausreichendsten Masse verfügt. Durch die Völkerpsychologie und die ethnologisch-vergleichende Sinnesphysiologie wird selbständig dargetan, dass es nur eine einzige Art des Homo sapiens L. gibt, und dass die Rassen nur mit Varietäten parallelisiert werden dürfen.

Von der Völkerkunde, und zwar speziell von deren soziologisch-psychologischer Richtung, hat sich in den letzten Jahren erst ein Ausläufer abgezweigt, der für sich bestehen möchte und mit kräftiger Bewegung nach selbständiger Gestaltung ringt. Das ist die Volkskunde, die wir nicht, wie es häufig geschieht, mit dem fremden Namen der „Folklore“ dem Schema der Wissenschaft einzufügen brauchen. Während die Völkerkunde ihre oberste Pflicht in der Ergründung des Wesens solcher Völker erkennt, die mit dem, was uns als Kultur gilt, nur erst in äusserliche oder noch besser in gar keine Berührung gekommen sind, sammelt und prüft die Volkskunde alle jene Kennzeichen eines selbständigen Geistes- und Gemütslebens der auf einem höheren Niveau angekommenen Völker, die auf das Walten einer von den Resten der Vergangenheit zehrenden Volksseele schliessen lassen. Der Forscher hat Unterströmungen nachzugehen, die sich für gewöhnlich der Beobachtung entziehen, und es liegt ein

guter Sinn darin, wenn Schurtz anempfiehlt, auch die psychologische Analyse des kindlichen Lebens in das Programm der Völker- und Volkskunde mit aufzunehmen, weil ein noch unentwickelter Mensch sich zur Gesamtheit seiner Volksgenossen ganz ähnlich verhält, wie ein Naturvolk oder die mit den Zuständen der Vergangenheit noch enger zusammenhängende Schicht eines Kulturvolkes zu diesem letzteren selbst. „Das Sammeln von Märchen und Sagen, von Sitten und Bräuchen gehört“ — dies ist Schurtz Begriffsbestimmung — „zum eigentlichen Gebiete der Volkskunde.“ Die geistvollen Untersuchungen Kohlers über Ursprung und Verbreitung der Melusinensage sollen als typisch für die Methodik dieser jungen Teildisziplin angeführt sein. Hinzugenommen dürfen, wiewohl auch noch mit einer gewissen Beschränkung, die der geographischen Anklänge keineswegs entbehrende Mundartenkunde, die vergleichende Betrachtung von Trachten, Geräten und Häusern. Die Studien von Henning, Meitzen, Bancalari u. a. über das deutsche Bauernhaus sind ganz dazu angetan, gleichmässig nach der historischen und nach der anthropogeographischen Seite hin Anregung zu geben.

Die Volkskunde, die also recht eigentlich in Europa zu Hause ist, hat rasch an Beliebtheit und Ausdehnung gewonnen und befindet sich bereits im Besitze mehrerer Zeitschriften. In Deutschland hat ihr seit dem Auftreten der Gebrüder Grimm die Germanistik die Wege gebahnt, und namentlich auch in den Berichten örtlicher Gesellschaften ist ein namhafter Stoff angehäuft zu finden. Vielleicht ihren freiesten Tummelplatz hat sie im südöstlichen Teile Europas erhalten, wo an nicht wenigen Stellen der Kulturfirnis nicht allzu dicht aufgetragen ist, und wo das Hindurchdringen zu den auf eine altersgraue Vergangenheit zurückweisenden Volksanschauungen geringere Hindernisse bereitet. Man denke nur, welch überreiche Fülle einschlägiger Daten das

heute noch heimatlose Volk der Zigeuner gewähren muss. So ist denn in diesen Ländern, in den Karpathen und an der unteren Donau, die „folkloristische“ Forschung — sit venia verbo — mächtig aufgeblüht. F. Kraus, S. v. Wlislocki und R. Kaindl gehören zu den hervorragenden Arbeitern auf dem in der erwähnten Weise geographisch abgegrenzten Gebiete, und es ist kein Zufall, dass der an dritter Stelle genannte Gelehrte es war, der der Volkskunde ihren ersten kompendiösen Lehrbegriff (Leipzig-Wien 1903) verliehen hat, der sich hoffentlich wirksam erweisen wird, um jüngere Kräfte zu jener mehr methodischen und konzentrierten Behandlung der einschlägigen Fragen heranzubilden, die, solange auf die Mitwirkung von Liebhaberkräften zunächst Bedacht genommen werden musste, füglich nicht gefordert werden konnte.

Alle die Methoden, mit denen die vorstehende Darstellung bekannt machte, sind selbstverständlich nicht so zu denken, als ob eine von ihnen den Anspruch erheben könnte, für sich allein zum Ziele führen zu wollen. Nur in wechselseitigem Zusammengreifen, indem bald die eine, bald die andere sich dem besonderen Charakter der vorgelegten Aufgabe am besten angepasst, ist das Heil der Gesamtwissenschaft zu erblicken. Als eine der obersten Pflichten derselben trat uns die entgegen, Völkerzusammenhänge nachzuweisen, und die körperlichen Eigenschaften, die Sprachen, die sozialen Einrichtungen konnten zu diesem Behufe als Hilfsmittel nutzbar gemacht werden. Wenn es sich jedoch nicht bloss um die Erkenntnis der inneren Verwandtschaft räumlich geschiedener Völker, sondern zugleich, und hauptsächlich, um die Aufzeigung der Wege handelt, auf denen die Ortsveränderung der betreffenden Stämme sich vollzogen haben kann, so hat die Problemstellung ein entschieden geographisches Gepräge aufgedrückt erhalten, und hier kann am meisten und am folgerichtigsten von einer Durchdringung

der Erd- und Völkerkunde die Rede sein. Die geographische Verbreitung gewisser Objekte bildet die Grundlage der hierher gehörigen Untersuchungen; solcher Objekte natürlich, welche von dem Leben der betreffenden Stämme untrennbar, mit ihm innig verbunden und nicht bloss eine mehr zufällige Beigabe sind. Hören wir, wie der beste Kenner dieser Arbeitsrichtung, wie Ratzel sich über deren Eigentümlichkeiten ausspricht. „Nachweisen, wie z. B. eine gewisse Form des Pfeiles oder des Bogens über ein Land oder vielleicht einen ganzen Erdteil verbreitet ist, so dass ihre regionalen Abwandlungen zeigen, wie sie sich von einem Gebiete aus mit der Entfernung langsam verändert hat, schien die Aussicht auf die Erkenntnis der geschichtlichen Bewegungen oder der Völkerbewegungen zu eröffnen, von denen der Gegenstand getragen, verbreitet worden war. Also ein Herauslesen geschichtlicher Daten aus den Dingen, die in unseren Museen sich anhäufen. Man nennt das die geographische Methode." Systematisch steht diese Abzweigung der ethnologischen Forschung erst seit ziemlich kurzer Zeit auf der Tagesordnung, aber in dieser Zeitspanne ist schon genug geleistet worden, um nach einer ganzen Reihe von Richtungen hin Perspektiven von grosser Tragweite zu eröffnen. Dass Leipzig der Mittelpunkt dieser ethnologischen Forschungsgruppe geblieben ist, kann nicht wunder nehmen. Sowohl ihrem Grundgedanken als auch den praktischen Mitteln nach, die bei der Durchführung des ersteren zur Anwendung zu kommen haben, berührt sie sich nahe mit der Biogeographie, der Lehre von der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Tiere.

Zu den frühesten Probestücken, an denen die geographische Methode ihre Leistungsfähigkeit offenbarte, gehört Ratzels Abhandlung über die Stäbchenpanzer der „nordwestlichen" Indianer und der Alaskastämme, weil eben durch sie mehr Licht auf die festländischen Anverwandten der Polynesier geworfen ward. Es reihte sich an die Einteilung

der afrikanischen Naturvölker nach den bei ihnen massgebenden Kriegswaffen — Speer und Keule, Bogen und Pfeil, anderweitige Wurfgeräte —; die eigenartigen, geographisch scharf zu umgrenzenden Wurfmesser hatte Schurtz auf sich genommen. Als ein sehr wertvolles Nebenprodukt der vergleichenden Studie ergab sich die oben erwähnte Bestätigung der Ausnahmestellung der Zwergvölker, welche so gut wie allein in Afrika die anderen wilden Stämme so geläufige Vergiftung des Pfeiles zu üben gewohnt sind und sich durch die tödliche Waffe eine Respektierung erzwungen haben, wie sie ihnen sonst schwerlich zu teil geworden wäre. Auch sonst ist die vergleichende Erörterung der primitiven Schiessgeräte ein Lieblingsthema der Leipziger Schule geblieben; einen weiteren Beweis dafür erbringt Hermann Meyers Essay über die Differentiierung des brasilianischen Bogens. Auf eine andere Klasse verwandter Arbeiten unser Augenmerk richtend, gedenken wir derjenigen von Schurtz über Trachten, Schnitzereien, Geldsurrogate, Ornamente, vorab bei der Gesichtsmalerei. In gewissem Sinne kann auch Joests Zusammenstellung der Tätowierungsformen hier mitgerechnet werden. Wer aus den durch kritische Sammlertätigkeit gewonnenen Uebersichten, die dann am besten auch kartographisch fixiert werden, Folgerungen abzuleiten gelernt hat, wird sich vielfach zu weitergehender Reflexion veranlasst fühlen. So geben uns die Tatsachen Aufschluss über den Grund, warum sie so und nicht anders räumlich verteilt sind. Wenn wir etwa die Jagdwaffen der Eskimos auf ihre Verbreitung prüfen, so finden wir, dass die westlichen und zentralen Stämme gewandte Schützen sind und, wie auch die meisten Grönländer, mit der Flinte ebenso gut wie mit dem Bogen umzugehen wissen, wogegen am Smith-Sund und Kennedy-Kanal bloss noch Harpune und Lanze gebraucht werden. Landtiere gibt es eben in diesen Eiswildnissen kaum noch zu jagen, und für das grosse Seewild ist der Pfeil ein sehr unvollkommenes

Tötungsinstrument. So hat sich also ein sehr merkwürdiger Rückbildungsprozess in Szene gesetzt. Noch haben die Ansiedler von Etah und Peteravik ein Wort für Bogen, und die Polarexpedition J. Halls traf dort einen zugewanderten Eskimo an, der Bogen und Pfeile besass. Aber er wusste nicht mehr recht mit dem für gewöhnlich keinen Vorteil gewährenden Werkzeuge umzugehen, und die aus einer früheren Wohnungsetappe mitgebrachte Bezeichnung ist zum leeren Begriffe herabgesunken.

Man hat, in scharfer Frontstellung gegen Bastians hie und da etwas an das Metaphysische streifende Aufstellung, der Meinung Raum gegeben, es sei freilich bequemer, das Vorkommen analoger oder sogar identischer Handfertigkeiten mit dem Schlagworte „Ausfluss des Völkergedankens" zu erledigen, als mittelst der mühseligen Nachforschungen, zu denen die ethnologisch-geographische Methode verpflichtet, die Wege aufzuzeigen, auf denen der Uebergang von dem einen Volke zum anderen vor sich gegangen sein kann. Wirklich will es auch oft scheinen, als ob ein solcher Uebertragungsnachweis scheitern müsste; wenn wir etwa sehen, dass der an sich einfache Mechanismus des Wurfholzes, durch den bei Abschleuderung des Wurfspiesses eine namhafte Ersparung an Hebelkraft erzielt wird, bei drei Gruppen amerikanischer Völkerschaften von grösster Raumdistanz uns begegnet, nämlich bei Indianern Süd- und Zentralamerikas, sowie bei den Hyperboräern am Nordrande der Alten Welt. Auf alle Fälle wäre abzuraten, die Möglichkeit spontaner Entstehung der nämlichen Sache an distanten Orten grundsätzlich in Abrede zu stellen; mit einer Reihe allerdings sehr notwendiger Einschränkungen dürfte das Prinzip, welches mit dem etwas mystischen Terminus „Völkergedanke" in der Tat nicht ganz glücklich gekennzeichnet ist, seine relative Berechtigung immerhin darzutun imstande sein. Auch das oben erwähnte „ethnologische Prinzip" des Altmeisters wäre

Schurtz durch die „ethnologische Zone“ zu ersetzen geneigt, die sich sehr wohl durch mehrere Kontinente hindurchziehen könnte (Neu-Guinea, Amazonasgebiet).

Neuerdings wird auch von Ehrenreich die Forderung gestellt, man müsse sich zu dem Zugeständnis bequemen, dass manche Verbreitungswege, die man aufgezeigt zu haben glaube, bei näherem Zusehen nicht mehr als solche anerkannt werden könnten. Darin liegt keinerlei Zurücksetzung gegen die geographische Methode, die innerhalb ihres Zuständigkeitsgebietes schon Hervorragendes erreicht hat und zu weiteren Leistungen zweifelsohne geeignet und berufen ist, von der hingegen, so wenig wie von irgend einer anderen isolierten Methode, unmöglich die Lösung aller in Betracht kommenden Aufgaben verlangt werden kann. Der Berliner Gelehrte will auch in der Völkerkunde den aus der Entwicklungslehre herübergenommenen Begriff der Konvergenz zur Geltung gebracht wissen und liefert in diesem Sinne seinen Beitrag zu der dominierenden Frage, ob die Analogie, die so ungesucht zwischen amerikanischen und ozeanischen Stämmen bestehe, die Annahme eines realen Zusammenhanges zwischen beiden Gruppen unabweisbar mache oder nicht. Er verneint die Frage und berührt sich in der Negation mit Schurtz, der gerne einräumt, dass Nordwestamerika mit dem polynesisch-malayischen Kulturgebiete durch viele Fäden verbunden sei, ohne dass doch eine Migrationstheorie auf diese eine Parallelentwicklung nicht ausschliessenden Beziehungen gegründet werden könnte. Man sollte auch davon noch mehr Notiz nehmen, dass die so vielfach übereinstimmenden Anfänge des Zählens, Rechnens und Messens, an welch letzteres sich da und dort die von Andree und Droeber behandelte primitive Kartenzeichnung anreiht, eher auf autonome Hervorbringung als auf Uebermittlung hinzudeuten scheinen. —

So haben wir denn, unserem Vorhaben gemäss, das Wesen der Methoden, welche sich im Verlaufe der letzten

Dezennien unter der Führung weitsichtiger Männer auf dem Arbeitsfelde der Völkerkunde herausbildeten, einer prüfenden Ueberschau unterworfen. Es hat sich gezeigt, dass gegenüber den gar nicht so weit hinter uns liegenden Tagen, in denen von einer ethnographischen Wissenschaft nur bedingt, von einer höheren Zielen nachstrebenden Ethnologie überhaupt kaum, dagegen sehr viel von einer nicht besonders kritischen Raritätensammlerei geredet werden konnte, die mit derjenigen eines Heraldikers älterer Ordnung oder eines modernen Philatelisten so ziemlich auf gleicher Stufe stand, ein ungeheurer Fortschritt angebahnt, eine vollkommen neue Welt erschlossen worden ist. Und der volle Wert dieser Reform tritt erst dann zutage, wenn man des mächtigen Einflusses eingedenk wird, den die Völkerkunde auf die Kulturgeschichte und weiterhin auf die Geschichte selbst auszuüben sich anschickt.

Dass eine umfassende kulturhistorische Untersuchung sich nicht lediglich auf diejenigen Völker konzentrieren darf, denen von alters her der Besitz eines gewissen Masses von Kultur eignet, sondern dass gerade von denen viel zu lernen ist, bei denen man erst schwachen Regungen eines wie immer gearteten zivilisatorischen Fortschrittes begegnet, ist ja immer zugegeben worden, und so gehört eine gewisse Rücksicht auf die beschreibende Völkerkunde immer zum eisernen Bestandteile der einschlägigen Werke. Klemm z. B., der als einer der ersten mit einer voluminösen Darstellung dieser Art hervortrat (1843), geht von den Rassenproblemen aus, die er als noch gar nicht befriedigend gelöst ansieht, und die ihm folgenden Schriftsteller haben die höheren Einsichten, die zu ihrer Zeit bereits erworben waren, ihren Zwecken dienstbar zu machen gesucht. Hierher sind die zahlreichen Schriften F. v. Hellwalds zu rechnen, hierher ebenso die ungleich tieferen von J. Lippert, der sich mit Vorliebe der Aufklärung des über den religiösen Empfindungen der Völker

schwebenden Dunkels widmete und mehr denn Andere für die richtige Einschätzung der als Animismus bezeichneten Sucht, das Immaterielle auch in der anorganischen Welt zur Hauptsache zu machen, Propaganda machte. Eine Fülle missverstandener oder mit dem Stigma äusserster Roheit behafteter Ritualgebräuche weiss er zutreffend zu interpretieren. Was aber von dem, der die ganze Tatsachenwelt der Völkerkunde beherrscht, aus derselben gemacht werden kann, um mit ihr für die Sittengeschichte zu wirken, erhellt besonders aus Schurtz' „Urgeschichte der Kultur“ (Leipzig-Wien 1901), mit der sich bis auf weiteres jeder, den seine Absichten auf angrenzenden Boden führen, auseinanderzusetzen haben wird. Auch jene vom Herkommen nicht unbeträchtlich abweichende Auffassung des Wortes „Weltgeschichte“, die sich als das hodegetische Prinzip für das imponierende Sammelwerk von Monographien unter Helmolts Leitung darstellt, ist aus der Völkerkunde herausgewachsen, und der kühne Plan, die Schicksale auch solcher Völker schildern zu wollen, denen man vor kurzem noch das Recht, überhaupt eine Geschichte zu haben, abgesprochen hätte, konnte nur von einem Gelehrten gefasst werden, der durch die Schule der Anthropogeographie und Völkerkunde hindurchgegangen war.

Eine Disziplin, die so viel in sich aufgenommen, so zielbewusst Methoden gebildet und nach allen Seiten Anstösse erteilt hat, die selbsttätig fortwirkend auch wiederum die Entstehung neuer wissenschaftlicher Gebilde veranlassten, kann fürderhin nicht mehr bei einer anderen im Miete- oder Gastverhältnis leben. Die Ethnologie ist mündig geworden, und des Corpus Scientiarum Sache ist es, die aus dieser unbestreitbaren und nicht mehr rückgängig zu machenden Tatsache sich mit gebieterischer Notwendigkeit ergebenden Konsequenzen zu ziehen.

